Moral. 670 r

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36628680140013
<36628680140013
Bayer. Staatsbibliothek

Tugend=Bilder.

Erzählungen
aus dem Leben
guter Dienstboten.

Zur
Erweckung und Stärkung sittlicher Gefühle und Entschlüsse, gesammelt und herausgegeben
von

Dr. J. N. Müller.
Domprähendar an der Metropolitankirche zu Freyburg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit einem Vorworte
vom
Verfasser der Ostereyer, Genovefa ꝛc.

Mit Königlich Würtembergischem allergnädigsten Privilegium.

Augsburg 1830.
Verlag von Carl Kollmann & Himmer.
(Firma: Jos. Wolff'sche Buchhandlung.)
In Commission der Fr. Beck'schen Univers.=Buchhandlung
in Wien.

W.

93 B.

Beispiele sind gewichtiger als Worte, und kräftiger wird durch Handlungen gelehrt, als durch die Rede.

Leo, Pabst, in der Rede vom Fasten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Hochwürden und Gnaden
dem
Hoch- und Wohlgebornen
Dom- und Freyherrn,
Herrn
Johann Nepomuck von Roll
zu Bernau rc. rc.
in Konstanz,
dem edlen Beförderer alles Guten,
dem frommen Vater der Armen,
dem wohlthätigen Stifter,
um Jünglinge und Mädchen zu guten christlichen Handwerkern und Dienstboten zu bilden,
als Beweis
der ausgezeichnetsten Hochachtung und innigsten Dankbarkeit
gewidmet

vom Verfasser.

Hochwürdiger,

Hoch- und Wohlgeborner Dom- und Freyherr,

Gnädiger Herr!

Das Glück wurde mir zu Theil, mehrere Jahre in ihrer Umgebung zu weilen. Was der allgemeine Ruf ehrend aussprach, bewährte sich mir mit jeder Stunde, die ich bei Euer Hochwürden und Gnaden zuzubringen die Ehre hatte, als sehr wahr, und ich theile mit Allen, welche Sie kennen, die Gefühle der innigsten Verehrung und Liebe für einen hochwürdigen, hochedlen Greis, den freundlich-frommen Vater der Armen, den edlen Beförderer alles Guten, den wohlthätigen Stifter und Gönner, der mit segnender Hand spendet, um Jünglinge zu

guten Handwerkern zu bilden, — der ein Institut gründete, in welchem durch frommer Frauen Leitung und Pflege arme Mädchen zu guten, christlichen Dienstboten herangezogen, und in allen nützlichen Arbeiten unterrichtet werden.

Unauslöschlich bleibt das Andenken an Ihre Milde und hohe Gnade; viele, unzählige Herzen, durch Ihre Hilfe getröstet, und zum Bessern gehoben, fühlen ewigen Dank. Darum mögen auch Euer Hochwürden und Gnaden, mit Ihrer gewohnten edlen Güte, mich entschuldigen, wenn ich, als ehemaliger Religionslehrer in jenem Institute, im

Namen der Armen, Dienstboten und Kinder, öffentlichen herzlichen Dank auszusprechen mich gedrungen fühle, und Hochdenselben zugleich eine Schrift zu widmen wage, welche bestimmt ist für einen Stand, dem Sie so viele gnädige Aufmerksamkeit schenken, zugleich aber auch als einen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit für so viele Beweise freundlichen Wohlwollens, die Sie mir zu erweisen die Gnade hatten.

Mit den Segenswünschen, die den getrösteten Herzen entsteigen, welche Sie aufrichteten durch Ihre gnädige Hilfe, vereinige ich mein schwaches Gebet, daß Gott das theure Leben

und die Gesundheit Euer Hochwürden und Gnaden noch lange fristen, Hochdenselben stets ungetrübtes Wohlergehen, und heiteres Alter verleihen, und ferner noch Ihr gnädiges Wohlwollen uns erhalten möge.

Mit innigster Hochachtnug

Euer Hochwürden und Gnaden

unterthänig dankbarster

Freyburg im Breisgau
den 12. August 1829.

Dr. Müller.

Vorrede des Verfassers.

Ein sehr wichtiger Stand ist jener der dienenden Classe; ein großer Wirkungskreis ist ihm angewiesen. Von ihm hängt zum Theil das Wohl der Familien, das Wohl der ganzen Gesellschaft ab. Gute, tugendhafte Dienstboten haben einen großen Einfluß auf die ganze Einrichtung des häuslichen Lebens, auf Eintracht zwischen Ehegatten, auf den glücklichen Erfolg bei der Kinderzucht, auf die Erleichterung und den geordneten Gang häuslicher Geschäfte, auf den Frieden und die Eintracht der Hausgenossen.

Wie wenige Diener den wichtigen Pflichten ihres Standes entsprechen, beweist die tägliche Klage über verdorbene, schlechte Dienstboten. Ungehorsam, Untreue, Unsittlichkeit, Verschwen-

dung, Undankbarkeit, die Folgen dieser großen Laster, haben wie ein wilder Strom, unter den Dienstboten eingerissen. Nur Wenige, sehr Wenige bleiben ihrer Pflicht getreu, erkennen die Wichtigkeit ihres zwar schweren, aber einflußreichen Berufes; und diese Guten stehen wie fruchtbare Bäume auf einem verödeten, mit Disteln und Unkraut bewachsenem Felde unter den ausgearteten Genossen ihres Standes. So traurig es ist, sehr oft von bösen Dienstboten hören zu müssen, so erfreulich ist es, in diesem, oft verkannten Stande, auch Züge hoher Tugenden zu sehen, und gerne verweilen wir bei solchen ermunternden, freundlichen Tugendbildern. Was dürfte in unserer Zeit, in welcher, leider! des Bösen und Unedlen so viel geschieht, wohlthätiger seyn, als Erinnerungen an Scenen des Edelsinnes und hoher Tugend? Groß ist die Macht des Beispieles, sein Einfluß mächtig auf das Herz des Menschen. Beispiele von edlen, schönen, tugendhaften Handlungen können das sittliche Gefühl rege machen, stärken, ausbilden, verfeinern, und ein hinreißender Antrieb zur Nachahmung werden; oft nützen sie mehr als die besten Lehren und Ermahnungen. Mögen die Gelehrten, sagt ein

frommer Menschenkenner, sich in der Theorie der Tugend reiben; der größte Theil der Menschen bedarf der Wissenschaft praktischer Beispiele.*)

In dieser Absicht sammelte der Herausgeber diese Beispiele guter, tugendhafter Dienstboten, und bearbeitete sie nach den Grundsätzen der christlichen Moral. Sie sollen den Dienstboten anschaulich machen, daß auch sie zur Sittlichkeit und Tugend bestimmt, und im niederen Stande diese zu finden seyen. Sie sollen dieselben überzeugen, daß nur der Dienstbote, welcher Gott und seiner Pflicht getreu ist, der Gnade und des Wohlgefallens Gottes, der Liebe und Achtung seiner Mitmenschen würdig sich mache; antreiben sollen solche Züge aus dem Leben guter, tugendhafter Dienstboten zur Nachahmung ähnlicher Tugenden. Der Herausgeber ist überzeugt, daß Dienstboten, welche noch einiges Gefühl für das Bessere und Edle, für Religion und Sittlichkeit

---

*) Nachträge zu den beiden Sibyllen der Zeit und der Religion. S. 88.

haben, nicht nur beim Lesen dieser Erzählungen von erhabenen Tugenden, Treue und Edelmuth, Anhänglichkeit und reger Sorgfalt, Frömmigkeit und Eingezogenheit, und der treuesten Uebung der Pflichten angenehm unterhalten, sondern gewiß auch angesprochen, gerührt, — zur Nachahmung sich hingezogen fühlen werden. Die beigefügten Denksprüche werden dienlich seyn, wichtige Wahrheiten der Religion und Sittenlehre in Versen anschaulich, die Erzählungen selbst aber nützlicher und erbauender zu machen.

Noch eine Absicht ist es, und zwar eine gewiß nicht unedle, die den Herausgeber zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Erzählungen in dieser Form bestimmte: nämlich Dienstboten, welche gut und edel werden oder bleiben wollen, abzuziehen von dem Lesen der vielen schlechten Bücher, besonders der Romane, die den Verstand verschrauben, das Herz durch schädliche Grundsätze und Beispiele vergiften, unerreichbare Pläne in ihrem Geiste erregen, und sie nur für das wirkliche Leben untauglich, unglücklich machen.

Liebe, christliche Dienstboten! wie sehr wünsche ich, daß diese, mit der aufrichtigsten Liebe euch gewidmeten Blätter, einer freundlichen Aufnahme sich erfreuen, in eurem Geiste Erkenntniß eures wichtigen, schönen Standes erwecken, zur Nachahmung euer Herz bestimmen mögen! Betrachtet fleißig diese Tugend-Bilder; leset in den Stunden eurer Erholung diese Erzählungen, leset sie aufmerksam, und machet sie von Zeit zu Zeit zum Gegenstande ernstlicher Betrachtungen, besonders an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage; und unter göttlicher Leitung werden sie gewünschten guten Zweck erreichen: ihr werdet erkennen, wie viel des Guten ein Dienstbote leisten könne und solle; ihr werdet fühlen, die Seligkeit eines guten Dieners, die er findet im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Gehet hin, und handelt eben so! Erinnert euch der großen Verheißungen eures Heilandes, Jesus Christus, die er gab den guten und treuen Dienern. Auf ihn sehet, der sich erniedrigte und Knechtesgestalt annahm, und treu diente seinem himmlischen Vater bis zum Kreuzestode. Aus Liebe zu ihm traget das viel Beschwerliche eures Berufes; süß ist sein

Joch und sanft seine Bürde: wohl euch dann, wenn ihr in Einfalt, Demuth und Liebe dienet, treu bis zum Ende befunden werdet; ihr werdet, da ihr so dem Herrn Jesus dienet, auch von ihm die Vergeltung des Erbes empfangen, und er wird, wie zum guten Diener im hl. Evangelium, auch zu euch sagen: Du getreuer und guter Diener! du warest über weniges getreu, ich will jetzt über Vieles dich setzen, komm zum Freudenmahle des Herrn!

Herrschaften, denen das Wohl ihrer Untergebenen am Herzen liegt, dürfte diese Schrift sehr willkommen seyn. Sie werden diese ihren Dienstboten, als ein nützliches und angenehmes Geschenk, in die Hände geben, zu deren religiös-sittlicher Bildung beitragen, und ihre Herzen gewiß für die Sache Gottes, für das Bessere und Edle, und daher auch — für sich selbst gewinnen.

Den Seelsorgern und treuen Hirten empfehle ich dieses Buch, daß sie es unter der dienenden Klasse eifrig verbreiten mögen. Sie sind es, denen die Quellen des sittlichen Verfalles unter den Dienstboten bekannt sind. Nehmet, geliebte Brüder nah und

ferne! diese Schrift mit liebendem Herzen als einen kleinen Beitrag zur sittlichen Verbesserung der Dienstboten, als ein Zeichen meines Eifers an, wie sehr ich nach meinen schwachen Kräften Gutes zu thun suche. Sie ist ein Ergebniß meiner Mußestunden, die ich nützlich zu verwenden mich bestrebe. — Dort werden wir einst näher uns kennen lernen, im seligen Lande, in welcher keine Verkennung, kein Unterschied der Personen mehr statt findet. Möchte meine gute Absicht erreicht, und die beseligenden Gefühle für Religion, Sittlichkeit und Tugend in den Herzen vieler Diener erweckt, gestärkt, Viele zur Nachahmung des Guten und Edlen ermuntert werden.

Ist dies auch nur eine Sammlung von Erzählungen, so wird doch gewiß, besonders da sie auf die vorzüglichen Pflichten der Dienstboten angewandt, und durch ihre Bearbeitung fruchtbar gemacht sind, viel Gutes dadurch erreicht, mancher gute, fromme Gedanke, manch edler Entschluß, manche schöne That erweckt, genährt, befestiget, verbreitet, lebendig und wirksam werden, was Gott geben wolle.

Der prüfende und beurtheilende Leser erwarte nicht lauter neue, noch nicht bekannte Erzählun-

gen. Das Gute ist immer nützlich, wenn es auch unter verschiedenen Formen angewandt wird. Schonende Beurtheilung wird mich erfreuen, ermuthigen; ganz besonders aber wird mir die Zusendung noch unbekannter Züge aus dem Leben edler Diener angenehm seyn, um deren Mittheilung ich Seelsorger und Herrschaften achtungsvoll ersuche.

Gehet hin, ihr Bilder der Tugend, und bringet vielen Nutzen. Ich gebe euch den Segen durch die Worte eines hochgefeierten, wahrhaft Edlen unserer Zeit:

Wenn du des Guten Saamen streu'st,
Dich reinen Sinn's der Menschheit weih'st,
Befiehl dich Gottes Wegen!
Die Aussaat keimt geheim und still,
Und wird gedeih'n, wie Gott es will,
Vertrau' auf seinen Segen!

Freyburg im Breisgau im Juli 1829.

Der Herausgeber.

Inhalt
der
Tugend = Bilder.

Seite.

Einleitung.

Suche den Rath des Seelsorgers, bevor du aus dem älterlichen Hause in Dienste trittst. Ein Sittenspiegel für Dienstboten . . . . 1.

Mit Gott fange alles an, oder Isidor B** . 27.

Bete ohne Unterlaß. Juliane Kolb. . . . 30.

Zwei schöne Beispiele tugendhafter Dienstboten.

1. Henriette D * *. . . . . . . 33.

2. Maria Barbara Sch * *. . . . 38.

Suche in einem christlichen Hause zu dienen.

Helena Söhner. . . . . 43.

Seite.
Halte fest an Gott, und thue Gutes im Glauben.
Die christliche Magd in Iberien. . . . 47.
Habe Gott immerdar vor Augen.
Der Gärtner-Lehrjunge. . . . . . 52.
Edle Anhänglichkeit an die Herrschaft.
1. Wilhelm und Anna. . . . . 54.
2. Feodor, russischer Bedienter. . . 56.
3. Die edle Kammerjungfer. . . . 60.
4. Le Tellier, Diener des Direktors Barthelemy. . . . . 62.
5. Der gutherzige Quackuh. . . . 65.
Seyd treu im Geringen und Großen.
1. Ruyter. . . . . 70.
2. Der russische Kutscher. . . . . 72.
3. Nicolette. . . . . 73.
4. Ambros. . . . . 80.
5. La Blonde. . . . . 88.
6. Der Diener eines armen französischen Ritters. . . . . 91.
Uneigennützige Treue.
1. Barbara Hardmeyer. . . . . 96.
2. Der kluge Reitknecht. . . . . 97.

Seite.

3. Anna Kuhn. . . . . 100.

Lohn der Treue.

1. Konrad, Diener des Fürsten. . 102.
2. Eine treue, aber belohnte Magd . 104.
3. Der junge Mensch in Paris. . . 107.
4. Maria Willmer. . . . . 107.
5. Eine brave Magd ernährt lange eine arme Hausfrau, und wird dafür belohnt. . . . . 110.
6. Die schwedische Magd. . . . 111.

Die Unschuld siegt.

1. Eine Magd wird unschuldig in den Kerker geworfen, ihre Unschuld kommt aber an den Tag. . . . 114.
2. Thomas, Bedienter, leidet unschuldig, wird aber dafür belohnt. 119.
3. Ein Landmädchen wird unschuldig gehängt, kommt aber wieder zum Leben, und ihre Unschuld wird offenbar. . . . . 129.

Edle Aufopferung für das Wohl der Herrschaft.

1. Der Diener des Bürgermeisters Brun in Zürich. . . . . . . 134.

Seite.

2. Ein junges Mädchen stirbt für die Gattin des Generals Lepinai. . 136.

3. Froben, Stallmeister des Churfürsten von Brandenburg, stirbt für diesen. 137

4. Ein Mädchen rettet durch seinen Tod ihre Herrschaft. . . . . 138.

5. Der Heiducke des russischen Grafen Podolsky rettet durch freiwilligen Tod die Herrschaft. . . . 140.

Muth und Klugheit in Gefahren.

1. Eine kluge Magd rettet das Leben und Vermögen ihrer alten Frau. . 142.

2. Jens rettet seinen Herrn William Moore. . . . . 144.

3. Therese ** rettet durch einen muthigen Entschluß mehrere Häuser vom Brand und Ruin. . . . 146.

4. Der Reitknecht des Generals Fouquet rettet seinen Herrn. . . . 148.

5. Ein Dienstmädchen rettet einen Knaben vom Ertrinken. . . . 150.

6. Moros, der muthige Matrose, rettet mehrere Personen das Leben. 152.

Seite.

Liebe dein Vaterland.

1. Herzhafte Antworten eines Schweizer Mädchens vor den Feinden ihres Vaterlandes. . . . . . 156.

2. Der Knecht Grandferré tödtet Soldaten, Feinde seines Vaterlandes mit einer Art. . . . . 158.

Sei dankbar gegen die Herrschaft.

1. Willmann, ein Goldarbeiter-Geselle, rettet aus Dankbarkeit seine Herrschaft. . . . . . . 161.

2. Catharina hilft ihrer verarmten Herrschaft durch ihr erspartes Geld. 163.

3. Der Knecht Rehkater wird Soldat für den Sohn seiner Herrschaft. . 166.

4. Johanna Cery, die getreue Mulattin, ist dankbar bis zum Tode . 167.

5. Ludwig Desrouleaux ernährt seinen frühern, aber verarmten Herrn. 173.

Sei immer redlich und ehrlich.

1. Zwei Dienstboten übergeben eine im Haus gefundene Schachtel mit Geld ihrem Herrn. . . . . 180.

Seite.

2. Der ehrliche, edle Thürhüter in Mailand. . . . . 182.
3. Susanne Helwig, die Redlichkeit auf der Probe. . . . . 182.
4. Johann von Buch rettet seinen Herrn, Otto von Brandenburg, indem er ihm eine verborgene Kiste mit Geld entdeckt. . . . . 185.
5. Eine Magd bringt ein bei einem nächtlichen Brande ihr übergebenes Paquet Geld zurück. . . . . 189.
6. Claude Rougemond, der ehrliche Hirte. . . . . 190.
7. Johanne, ein Dienstmädchen, giebt gefundene Bankzettel von 4000 fl. zurück. . . . . 193.
8. Heinrich Heine, der Tischlergeselle, bleibt ehrlich und wird dadurch glücklich. . . . . 194.
9. Franz Greisel und Anton Prokornig, recht ehrliche Handwerksgesellen. . . . . 196.

Seite.

Eingezogenheit bringt Ehre und Glück.

1. Rosine Stiller lebt sehr eingezogen und wird dadurch versorgt. . . . 199.

2. Georg D** wird durch Eingezogenheit glücklich. . . . . . . 292.

Ehre deine Eltern, und sorge für sie im Alter.

1. Ein schwedisches Mädchen pflegt ihrer armen Mutter in der Krankheit, und wird vom Könige dafür belohnt. . . . . 208.

2. Theodor M** zeigt sich recht dankbar gegen seinen alten Vater und wird glücklich. . . . . . 214.

Vergiß der Armen und Kranken nicht.

1. Nothburga, eine liebevolle Freundin der Armen. . . . . . 223.

2. Barbara Boßhard, von Hiltau, eine treue Krankenpflegerin. . . 226.

3. Billigkeit einer Magd gegen eine andere arme Dienstmagd. . . . 227.

Höre Gottes Ruf zur Besserung.

1. Ein verdorbener Handwerksbursche wird wieder ein guter Mensch. . 231.

Seite.

2. Der Bediente des schwedischen Grafen von Horn bessert sich. . . . 232.

Trage geduldig die Leiden, Gott hilft.

1. Armelle Nikolas. . . . . . 257.

2. Frank, Bedienter des Kronprinzen v. ** leidet bis zum Tode geduldig. 240.

Urtheil

des Herrn Christoph Schmid

über diese Schrift

als

zweites Vorwort.

Die Verleger haben vorliegendes Werk dem Verfasser der Ostereyer, Herrn Christoph Schmid, Domkapitular zu Augsburg, zu lesen gegeben, und laßen das Urtheil desselben als zweites Vorwort hier abdrucken.

Herr Schmid schrieb den Verlegern folgendes: „Das schöne Werk: Tugendbilder, Er-

„zählungen aus dem Leben guter „Dienstboten u. s. w. habe ich mit großem „Vergnügen gelesen, und zähle es unter die „ausgezeichnetsten Volksschriften, die mir seit „Jahren zu Gesicht gekommen."

„Der Verfasser weiß die Dienstboten sehr „zweckmäßig auf die Wichtigkeit ihres Standes „für die menschliche Gesellschaft aufmerksam zu „machen; von dem Ersten und Wichtigsten, der „Religion, anfangend, durchgeht er alle Tugen„den, zu deren Ausübung dieser Stand reich„liche Gelegenheit darbietet; er schildert die „Freuden, die für gute Dienstboten bei treuer „Erfüllung ihrer Pflichten auch in diesem Stande „blühen, und spricht sehr schön von der Achtung, „die ihnen mit vollem Rechte gebührt."

„Dieses alles wird in sehr gut gewählten „Beispielen gezeigt, die in dem genannten Kreise „wenig oder gar nicht bekannt sind, und den „Vorzug haben, daß sie durchaus wahr sind; „sie umfassen alle Pflichten, die ein Dienstbote „von dem Austritte aus dem väterlichen Hause

„an, zu beobachten hat, alle Verhältniße, alle „Gefahren und Versuchungen, in die er sein „ganzes Leben hindurch kommen kann, und bil„den so eine vollständige Sittenlehre in Bei„spielen; die Art zu erzählen und darzustellen „ist klar und einfach, und, ohne überladen zu „seyn, gedrängt, voll kurzer, lehrreicher Bemer„kungen, die von großer Menschenkenntniß zeu„gen, durchdrungen vom Gefühle für Religion „und Sittlichkeit spricht der Verfasser mit sanf„ter Wärme, die an das Herz dringt. Es kom„men in diesen Erzählungen so schöne Züge vor, „daß man sich freut, auch in diesem Stande sol„che edle Seelen zu finden, und ihre Tugenden „lieb gewinnen muß."

„Möchten recht viele Dienstboten dieses „schöne Werk in die Hand bekommen und diese „herrlichen Tugendbeispiele nachahmen! Sie wür„den dann in ihrem Stande gewiß zufrieden, ge„achtet und glücklich leben, ja durch ihre Ver„edlung zum Wohle der ganzen menschlichen Ge„sellschaft, auf das ein so zahlreicher Stand ei„nen nicht zu berechnenden Einfluß hat, das Ih„rige getreulich beitragen."

„Das Buch eignet sich deshalb ganz vorzüg-
„lich zu Schulpreisen für diejenigen Schüler
„und Schülerinnen, die aus der Sonntagsschule
„aus- und in Dienste eintreten; ich bin über-
„zeugt, daß die Herren Schulinspektoren, See-
„lensorger und Schullehrer ihnen kaum ein heil-
„sameres Geschenk machen könnten als dieses
„Buch."

Augsburg, im Februar 1830.

Ch. Schmid.

Wenn wir die ganze, schöne Welt betrachten, so kommt es uns vor, als wäre sie eine große Haushaltung. Da gibt es denn allerlei Bedürfnisse, zu deren Befriedigung recht viele Hände geschäftig seyn müssen; es gibt aber auch vielerlei Kräfte, Gaben, Fähigkeiten, um das Ganze in Ordnung zu halten. Oben an steht der Hausvater; es ist unser lieber Vater im Himmel, der alles so schön und wunderbar erschaffen hat, der mit Liebe und Allmacht auch alles erhält, und mit segnender Hand unter alle Hausgenossen seine Güter ausspendet. Aber er hat in seiner unendlichen Weisheit es so eingerichtet, daß nicht Alle Alles haben; er hat die Gaben und Güter so vertheilt, daß immer von diesem oder jenem der Eine mehr oder weniger, als der Andere hat, immer Einer dem Andern etwas anzubieten, und Dieser von Jenem etwas zu empfangen hat. Durch dieses wechselseitige Geben und Empfangen hat er die Menschen alle unter sich verbunden, und alle sollen auf dem kurzen Lebens-Wege einander die Hände bieten. Darum hat er auch durch Jesus, seinen göttlichen Sohn, die Liebe zum Hauptgesetze gemacht; er will, daß wir einander herzlich

lieben, mit den von ihm empfangenen Gaben einander dienen sollen; thun wir dies, so wandeln wir gewiß auch im Wohlgefallen der Gottheit. Zwar sind in dem großen Haushalte der Welt nicht alle Geschäfte gleich wichtig und ansehnlich, aber kein einziges ist für das Hauswesen unbedeutend. Auch den geringsten Arbeiter schätzt der gütigste Hausvater; alle, die in seinem Dienste stehen, liebt er herzlich, wenn sie nur treu und gewissenhaft die Pflichten ihres Berufs erfüllen: und auch alle dürfen auf seine Hilfe bauen und vertrauen, die eines guten Herzens sind, ja sie dürfen ihn nicht nur als ihren Herrn verehren, sondern auch als ihren Vater ansehen, als den einzigen, liebsten Vater, der für alle seine Kinder sorgt, und sie einst, nach fleißig und treu vollendeter Arbeit, zu sich in eine bessere Welt nehmen will.

Liebe Dienstboten! in der großen Welt-Haushaltung ist auch euch eine Stelle angewiesen; im Dienste anderer, die eurer Hilfe und Kräfte bedürfen, sollet ihr arbeiten, und dafür erhaltet ihr Lohn und Speise, und wenn ihr recht brav seyd, gewiß noch manches Gute. Es ist wohl nicht leicht, unter fremden Menschen, vielleicht fern von der väterlichen Heimath, im Stande eines Dieners zu leben, aber das soll euch nicht traurig oder niedergeschlagen machen. Ihr wisset ja, daß des lieben Gottes weise Anordnung verschiedene Stände auf Erden setzte, und diese Welt nicht bestehen könnte, wenn Alles reich, wenn lauter Hohe und Vornehme seyn wollten. Gott

sieht auch nicht auf den Stand, sondern auf die Treue, mit welcher Jeder seine Pflichten erfüllt. Und wenn euch einst die Feyerabendstunde schlägt, so kommt ihr in eine Welt, wo kein Unterschied der Personen ist, wo kein Stand mehr den Vorzug hat, sondern alle erhalten werden nach den Werken, die sie hienieden verrichtet haben.

Der gute Dienstbote klagt daher über die Ungleichheit der Stände nicht, sondern denkt: „Gottes „weise Vorsehung hat mich nun einmal in den „Stand eines Dieners gesetzt, und ich will gerne „darin leben und arbeiten; denn was Gott thut, ist „immer wohlgethan. Es bringt keine Schande oder „Unehre, in einem niederen Stande zu leben, so „lange der Mensch ihm durch Wohlverhalten, Fleiß „und Treue Ehre macht. Ohne das Unterste kann „das Höchste nicht bestehen. Ich will also nie mit „dem Geschicke hadern; dies hieße ja gegen den „weisen Gott klagen: sondern ich will mit meinem „Platze zufrieden seyn, auf den ich durch höhere An„ordnung gestellt bin, und nicht nur arbeiten, als „vor Menschen, sondern als vor dem allsehenden „Auge Gottes. Was kümmert es mich, daß es noch „Andere gibt, die über mir stehen? Auch auf der „niederen Stufe eines Dieners bin ich ein Mensch, „und habe die schöne Hoffnung, durch Gehorsam, „Treue und Fleiß mir das Wohlgefallen Gottes, die „Achtung der Mitmenschen zu erwerben.“ — So denkt der gute Dienstbote, vertraut auf Gott, erfüllt treu

seine Pflicht, und singt froh mit dem frommen Gellert das schöne Lied:

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben
Ein ewig Glück in Hoffnung seh'n,
Dies ist der Weg zu Ruh' und Leben.
Herr! lehre diesen Weg mich geh'n!

Niemand wird bezweifeln, daß jeder Stand seine Beschwerden, Lasten habe; aber auch jeder hat seine Freuden, seine Annehmlichkeiten. Einem jeden unter Euch sind die vielen Arbeiten und Lasten des Dienerstandes bekannt; aber Wenige kennen die Freuden dieses Standes, und es sind derselben sehr viele. Ist es denn nicht eine Freude, seinen Standpunkt auf dieser Welt richtig zu erkennen, von seinen Obliegenheiten eine würdige und heitere Ansicht zu haben, welche ein guter Dienstbote haben soll? Ist es nicht eine Freude, als Christ in allen erlaubten Dingen den Obern zu gehorsamen, beim Dienen seinen Willen brechen zu lernen, und sich der Herrschaft Liebe und Achtung zu erwerben? eine Freude, sein Brod ohne Sorge und Kummer essen zu können? sich in den Dienstjahren viele Kenntnisse zu erwerben,

die man im folgenden Leben mit großem Nutzen anwenden kann? Ist es nicht eine Freude, treu den Obern zu seyn, in Freude und Leid, selbst bis zum Tode, — eine Freude, das Wohl derselben zu befördern, durch Fleiß, Unverdrossenheit, Geschicklichkeit? Ist es nicht eine Freude, die Geheimnisse der Obern in seiner treuen Brust zu tragen, und das schöne Zeugniß der Verschwiegenheit zu besitzen? Eine Freude, in Frohsinn und Freundlichkeit, vom Frieden Gottes erheitert, mit jedem Tage eifrig sein Tagewerk zu beginnen, und gewissenhaft dasselbe zu vollenden? eine Freude, überall im Hause und Felde Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten, daß mit Wohlgefallen an allen Orten das Auge weilt? — eine Freude, des Hauses Kinder, die kostbaren Geschenke Gottes, zu erziehen in Gottesfurcht durch freundliche Lehre und schönes Beispiel? — eine Freude, armen Kranken, Leidenden beizustehen, liebevoll sie zu pflegen, zu bedienen mit christlicher Treue und redlicher Sorgfalt? — Ist es nicht eine große Freude, still und froh, in frommer Eingezogenheit für sich und seinen Beruf zu leben, durch gute Aufführung, erbauliche Sitten und Ehrbarkeit sich auszuzeichnen suchen? eine Freude, die Stunden der Erholung, statt gefährlichem Umgange und Bekanntschaft mit Personen andern Geschlechts, dem Lesen guter Bücher, der stillen Betrachtung der schönen Werke Gottes, dem Umgange mit gebildeten, gesitteten Menschen zu widmen, und so immer mehr an Bildung des Verstandes und Veredlung des Herzens zuzuneh-

men? Ist es nicht eine Freude, durch Sparsamkeit sich für das Alter etwas zu erübrigen, um demselben ruhig entgegensehen zu können? eine süße Freude, in seinem Gewissen die Ueberzeugung zu tragen, redlich und getreu, gehorsam und fleißig gedient zu haben aus Liebe zu Gott, und am Abende seines Lebens sagen zu können: glücklich vollbracht ist mein Tagewerk mit Gottes Hilfe! — Sehet doch, ihr lieben Dienstboten, wie viel des Segens und der Freude in eurem Berufe liegt! Ein Dienstbote, welcher die Unentbehrlichkeit, den hohen Werth seines Standes kennt, und der erwähnten Freuden sich theilhaft zu machen sucht, ist ein wahrer Segen für die Familie, ja sogar für die ganze Gesellschaft ein wahrer Schatz; sein Andenken wird immer in Segen bleiben.

Ihr seht so viele Genossen eures Standes, die sich unglücklich fühlen in ihrem Berufe, böse Wege wandeln, und sich der gerechten Klage über Unsittlichkeit, Ungehorsam, Untreue, Verschwendung und Unwissenheit schuldig machen. Die Unglücklichen erkennen nicht die Wichtigkeit ihres Standes, unterwerfen sich nicht dem Gebote des weisen Schöpfers, der die Gaben und Güter verschieden, immer aber zu der Menschen Wohl, austheilte, sie schämen sich ihres Berufes, hören die Einflüsterungen der Eigenliebe, wollen auf einer höhern Stufe stehen, die ihnen nicht bestimmt ist, sehen daher ihren Dienst verdrießlich an, lassen von den verächtlichen Urtheilen unverständiger Menschen sich verblenden, verfehlen ihre Zwecke, und

sind durch ihr ganzes Leben geplagt von Neid, Unzufriedenheit, Mißgunst, Niedergeschlagenheit. Würden sie mit christlichem Geiste und Herzen ihren Stand betrachten, so würden sie den wahren Werth, die unzählbaren Freuden desselben kennen lernen, dem heiligen Rufe Gottes folgen, und durch Treue und Gehorsam, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, das Wohlgefallen Gottes, die Liebe und Achtung aller guten Menschen sich zu verdienen suchen.

Seyd daher, liebe Dienstboten! zufrieden mit dem Stande, in welchen Gottes Hand euch setzte; seyd das recht und immer treu, was ihr nach seinen heiligen Anordnungen seyn sollet, und ihr dürfet versichert seyn, daß jeder verständige Mensch euch als redliche, gute Dienstboten, um so höher schätzen werde, je seltener sie unter uns werden. Jeder Gute, wessen Standes er sey, wird mit Freude und stillem Vergnügen, mit segnenden Blicken euch zusehen, wenn ihr eure Pflichten genau erfüllet, fleißig, gehorsam, treu, unverdrossen, ehrlich und fröhlich euer Tagewerk verrichtet, und wahre Beispiele tugendhafter Diener seyd. Wenn Menschen euch auch nicht bemerken, so sieht desto genauer euch der Vater, der ins Verborgene sieht; und wenn Menschen eure Treue nicht zu schätzen wissen, eure Tugend hienieden verkannt wird, — wohl euch doch, die ihr im Schatten des häuslichen Lebens, durch das stille Thal der Demuth bei unscheinbaren Uebungen edler Berufstreue dem Himmel zuwandelt — öffentlich wird Gott euch vergelten, was ihr hier im Stilleu und mit liebendem

Herzen geleistet habt, und groß wird euer Lohn im Himmel seyn!

Wollet ihr eurem Stande Ehre machen, vor allen Andern euch auszeichnen, und rechtschaffene, sittlich gute Dienstboten seyn, so behaltet die für Diener so wichtigen Worte des Apostels Paulus treu im Geiste und im Herzen; sie heißen:

„Ihr Knechte! seyd gehorsam in allem den leiblichen „Herrn, nicht als Augendiener, die sich bei den „Menschen einschmeicheln, sondern mit aufrichtigem „Herzen, aus Ehrfurcht vor dem Herrn. Alles, „was ihr thut, das thut mit Eifer, als wenn es „dem Herrn, und nicht dem Menschen geschieht; „denn ihr wisset, daß ihr von dem Herrn die Ver„geltung des Erbtheils erhalten werdet, denn ihr „dienet Christo dem Herrn.“ Koloss. 3, 22—24.

Daher forderte uns derselbe Apostel auf, den Dienstboten einzuschärfen, daß sie gegen ihre Herrschaften gehorsam und in allem gefällig seyen; daß sie nicht trotzen, nichts entwenden, sondern alle beste Treue beweisen sollen, damit sie der Lehre Gottes, unsers Retters, in allem Ehre machen. Tit. 2, 9—10. Ein jeder, sagt er an einem andern Orte, wird für das Gute, das er thut, seinen Lohn empfangen, er sey nun ein Knecht oder ein Freyer. Ephes. 6, 8.

Obwohl die Klage über Verdorbenheit der Sitten allgemein ist, und beinahe alle Stände betrifft, so gibt es doch in jedem derselben noch Menschen, die

Gott und ihrer Pflicht getreu sind. Sie stehen wie fruchtbare Bäume auf einem weiten, verödeten, mit Disteln und Unkraut bewachsenen Felde; sie scheinen wie Lichter aus einer dunkeln Nacht freundlich hervor. Es thut uns so wohl, es wird uns so warm um das Herz, wenn wir auf solche edle Menschen schauen, ihre schönen Gesinnungen und Handlungen sprechen uns lieblich und kräftig an, und ermahnen uns, ein Gleiches zu thun. Freuet euch, ihr Diener Gottes und der Menschen! auch in eurem Stande gibt es noch der Guten Manche. Mit aller Freude will ich euch jene Züge aus dem Leben guter Dienstboten wieder erzählen, die ich da und dort zerstreut in schönen Büchern fand, und für euch sammelte. Leset diese Erzählungen aufmerksam; sehet auf diese freundlichen Bilder, die euch zur Nachahmung dienen; tretet in den verschiedenen Lagen, die euer Stand euch darbietet, in die Fußstapfen dieser Guten, werdet selbst gut und edel, und wenn ihr bis zum Ende ausharret, wird groß euer Lohn hier und gewiß im Himmel seyn.

Gehet hin, und handelt eben so.

Jes. Christ. bei Luk. 10, 37.

Der Schritt aus dem väterlichen Hause ist ein bedeutender, sehr wichtiger. Wie ist es da dem Jünglinge, dem Mädchen zu Muthe, wenn es Vater und Mutter, seine lieben Geschwister, die theure Heimath verlassen muß, um im Dienste anderer Menschen sein Brod zu verdienen! Das Herz ist so bang,

das Auge voll Thränen; nur weinen kann das scheidende Kind — denn es tritt in eine Welt, die zwar viel Schönes, aber auch viel Böses hat, hervorgebracht durch böse Menschen. Das redliche Vater- und Mutterherz gibt beim Abschiede Manches auf den Weg mit, besonders gute Lehren, und glücklich das Kind, welches unter dem Segen der Eltern in die Welt tritt!

Allen Kindern, welche das Vaterhaus verlassen, um unter Fremden zu dienen, ist nöthig, auf ihren Weg sich einen Begleiter zu wählen, nämlich den Rath des Seelsorgers. Höret also, wie solche, welche gute, rechtschaffene Dienstboten werden wollen, es angehen, bevor sie das väterliche Haus verlassen.

An den reizenden Ufern des Bodensees war Marie K** geboren; durch die Drangsalen des Krieges verloren ihre Eltern, die früher wohlhabend waren, ihr Vermögen, und als Marie 17 Jahre alt war, hatten ihre Eltern kaum noch Kräfte, ihr Brod durch Händearbeit zu verdienen. Marie mußte also dienen. Schwer fiel es ihr, von den guten Eltern zu scheiden, noch schwerer, in eine Welt zu treten, in welcher es für Dienende so viele Gefahren gibt. Sie sprach, vor ihrem Abschiede, mit ihren Eltern über ihre Pflichten im Dienerstande, und mit Liebe belehrten sie jene, so gut sie es vermochten. Aber einige Tage vor der Abreise in die Schweiz, ermunterte sie die bekümmerte Mutter, den Herrn

Pfarrer zu besuchen, ihm für den erhaltenen Religions-Unterricht herzlich zu danken, und ihn zu bitten, ihr einige Lehren mit auf den Weg zu geben. Es geschah, und die Mutter begleitete sie. Mit Liebe und Freundlichkeit wurden sie von dem würdigen Seelenhirten empfangen, der sie zuerst über ihre harte Lage tröstete, und sie ermunterte, ihr Schicksal geduldig zu ertragen, und recht innig auf den lieben Gott zu vertrauen. Offen und herzlich bat Marie den Pfarrer um einige heilsame Lehren.

Gute Marie! erwiederte dieser, ich will auf den Weg dir, nach deinem lobenswürdigen Verlangen, ein Andenken mit geben; es sind Lehren, die aus einem wohlmeinenden, väterlichen Herzen kommen. Höre aufmerksam zu.

Laß überall, wo du bist, wo du hingehest, die Religion deine Begleiterin und Freundin seyn. An ihrer Seite, oder mit dem unverrückten Blicke auf Gott, Unsterblichkeit, ein vergeltendes, zukünftiges Leben wird es dir nie an Ruhe fehlen, und an Rath und Kraft, zu thun, was Recht, was dir heilsam und Gott wohlgefällig ist.

Schäme dich deiner Religion und deines Glaubens nicht vor Menschen; aber schäme dich einer solchen Denk- und Handlungsart, welche deiner Religion und deinem Glauben nie Ehre und Achtung bei Andern verschaffen könnte. Keine Religion hat ohne Tugend einen Werth: suche also deiner Religion auch bei Anderen durch tugendhafte Gesinnungen und Hand-

lungen einen Werth zu geben, und beweise deinen Glauben durch edle Werke.

Das Streiten über Religionslehren schadet immer mehr, als es nützt, und gibt nur zu Zank und Erbitterungen Anlaß. Laß also in dergleichen Streitigkeiten nie dich ein, und suche denselben auf alle Art auszuweichen.

Fürchte dich nicht, dem zu antworten, der deinem Glauben zu nahe treten will. Du würdest dich selbst beschämen, wenn du von deiner Religion und Confession Andern auf gewisse Fragen, Einwendungen oder Vorwürfe keinen Bescheid geben könntest. Antworte dem Widersprecher, aber — mit Gründen, Sanftmuth und Ruhe, mit Bescheidenheit, und laß dich nicht verleiten, hitzig zu werden.

Mit Menschen, welche die Religion, Tugend und Religionsübungen verächtlich machen wollen, laß dich nicht in nähere Bekanntschaft ein; vermeide so viel möglich ihren Umgang und bitte es dir von ihnen, bei unvermeidlichen Zusammenkünften, als einen Beweis ihrer Diskretion und Lebensart aus, daß sie in deiner Gegenwart das unangetastet lassen möchten, was dir und Andern ehrwürdig und heilig ist. Durch eine solche ernsthafte, aber mit Ruhe und Bescheidenheit vorgetragene Erklärung ist schon mancher freche Spötter und schamlose Tugendlästerer zum Stillschweigen gebracht, und in seiner gränzenlosen Streitsucht eingeschränkt worden.

Sey duldsam gegen Andersdenkende, aber nie gleichgültig gegen die Wahrheit und die Gründe, welche dieselbe auf ihrer Seite hat.

Halte das Dienen für kein Unglück, für keine Schande. Selbst Jesus, unser Erlöser, kam in die Welt, um zu dienen, nicht um bedient zu werden. Groß sind die Verdienste, die man sich im Dienerstande erwerben kann. Laß den Gedanken an Gott nie aus deiner Seele weichen. Mit demselben steht deine Tugend, deine Herzensreinheit, dein Tugendkampf und deine Ruhe in der genauesten Verbindung.

Gott immerhin zu lieben, und ihm zu gefallen — sey dein einziges, erstes Bestreben; darum sey auch deine Hauptsorge, Alles zu meiden, was böse, und Alles zu thun, was gut ist.

Lerne Gott immer besser kennen, so wirst du ihn auch immer mehr lieben; betrachte oft wie schön und gut Gott Alles gemacht hat. Gib wohl Acht auf das, was dir die Lehre Jesu und deine eigene Vernunft von Gott sagt. Laß es deinem Herzen und Verstande zur Beförderung religiöser Kenntnisse, Gesinnungen und Empfindungen nie an Nahrung fehlen; höre fleißig öffentliche Belehrungen in der Kirche, empfange die von Jesus verordneten Heilsmittel, erbaue dich zu Hause durch Gebet und Lesen.

Verehre Gott als das höchste und heiligste Wesen; zeige es in allem deinem Thun und Lassen, daß dir an seinem Wohlgefallen mehr, als an der ganzen Welt gelegen sey. Sprich seinen heiligsten Namen allezeit mit Ehrfurcht aus. Verehre Gott

öffentlich in der Kirche, zu Hause und überall durch ein frommes rechtschaffenes Leben; dies ist der wahre Gottesdienst.

Vergiß nie, Gott dem Herrn täglich zu danken für alles Gute, was er dir und allen Menschen erweiset, auch für das Geringste und Alltägliche. Alles Gute kömmt von Gott. Erkenne seine Wohlthaten, und wende seine Gaben gut an, nach seinem heiligen Willen; dieses ist wahre Dankbarkeit.

Empfiehl dich und all' die Deinigen in der Ferne oft der Gnade und dem Erbarmen, dem Schutz und der Leitung des gütigen Gottes.

Was dich bekümmert und drückt, offenbare zuerst und zuletzt deinem Vater und Erlöser im Himmel.

Bete ohne Unterlaß; dies trägt zur Seelenruhe, zur Erhaltung und Beförderung eines religiösen, christlichen Sinnes sehr viel bei.

Vertraue auf Gott mit kindlicher Ergebung in seinen heiligen Willen. Er ist dein bester Vater; er liebt dich, und seine Vorsehung sorgt für dich. Sey nur fromm und rechtschaffen, und der liebe Gott wird Alles recht machen.

Leidest du, so dulde als ein Christ, und hoffe immer das Beste. Ehre Gott auch in den Tagen der Trübsal.

Fürchte Gott; fürchte nichts so sehr, als wider seine Gebote zu sündigen und ihm mißfällig zu werden. Vergiß nie die Wahrheit: Gott sieht Alles, Gott weiß Alles, Gott straft alles Böse, belohnt aber auch alles Gute.

Hast du gefehlt, so suche voll Reue und Vertrauen bei dem wieder Ruhe, der allein vergeben kann, und gerne vergibt.

Ehre dich selbst, und deine Menschen- und Christenwürde. Sey deines Berufs, deiner hohen Bestimmung stets eingedenk, und du wirst vor vielen Thorheiten, Ausschweifungen und Erniedrigungen deiner selbst gesichert bleiben.

Lerne dich immer besser kennen, besonders aber deine Lieblingsneigungen und Schwachheiten; traue dir nie zu viel zu. Bekämpfe vorzüglich die erste Lust zum Bösen; sie ist oft die Mutter des Lasters.

Prüfe öfters vor dem Herrn den Zustand deiner Seele, deine Art zu denken und zu handeln, und erneuere gute und ernstliche Vorsätze, wenn du dir wegen Lauheit und Leichtsinnigkeit im Christenthum Vorwürfe machen mußt.

Als den größten Schatz bewahre ein gutes Gewissen.

Denke oft an deinen Tod und an das zukünftige Gericht.

Sorge für deine Gesundheit, sie ist ein kostbares Gut. Verdirb sie nicht durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken.

Verwegenheit, Leichtsinn und Unvorsichtigkeit haben schon viele sehr unglücklich gemacht. Gib dich nicht unnöthiger Weise in Gefahr, damit du nicht in derselben umkommest. Laß dich vor Schaden warnen, und warne dich selbst, daß du nicht erst durch traurige Selbsterfahrungen klug werdest.

Meide die Trunkenheit, an die man sich leicht gewöhnen, und die der Gesundheit eben so schädlich, als für die Ehre eines Menschen nachtheilig ist.

Nichts sollst du höher schätzen und sorgfältiger bewahren, als die Tugend der Keuschheit. Unschuld gibt frohen Muth, Kraft und Leben, erwirkt Gottes Gnade und die Achtung der Menschen; Unzucht aber ist Gräuel vor Gott, die größte Schande für vernünftige Menschen. Sie bereitet bittere Vorwürfe des Gewissens, Jammer und Elend, öffentliche Schande und Verderben.

Meide daher alle Eitelkeit oder Begierde zu gefallen; oft ist sie der erste Schritt zum Falle. Gottes Beifall gelte dir mehr, als jener der Menschen. Bescheidenheit, Sittsamkeit und Unschuld sind der schönste Schmuck des Jugendalters.

Meide den Müßiggang, er ist aller Laster Anfang. Beschäftige dich auch an Sonn- und Feyertagen, wenn du dem öffentlichen Gottesdienste beigewohnt hast. Lies ein gutes Buch; besuche Kranke; tröste Betrübte; hilf Nothleidenden; bedenke, wie du die folgende Woche gut anwenden willst; bleibe nie aus Trägheit im Bette liegen, sondern stehe, wenn du nicht mehr schlafen kannst, allzeit geschwind auf.

Verabscheue alle unehrbaren Scherze, Spiele, Possen, Lieder und Gesänge, Bilder und Bücher, welche die Einbildungskraft mit schändlichen Vorstellungen, und das Herz mit unreinen Begierden erfüllen. Nimm dich in Acht, daß du nichts redest oder anhörest, anschauest, lesest oder thuest, was in dir

unreine Gedanken erregen könnte. Halte nichts für Kleinigkeit, was im Geringsten wider die Ehrbarkeit ist.

Trink nie hitzige Getränke. Verläßt dich die Nüchternheit, so entflieht mit ihr die Schamhaftigkeit, und ohne diese Wächterin deiner Tugend bist du eine Beute des Lasters.

Gehe mit Personen des andern Geschlechtes nie allein und zu vertraulich um. Verborgenheit und Dunkelheit der Nacht reizt zur Unverschämtheit. Laß dich nie in Bekanntschaften ein, welche die sinnliche Liebe unterhalten und bestärken, wenn du voraussehen kannst, daß dieselbe nicht durch ein erlaubtes Eheband nach den Grundsätzen deiner Religion geheiliget werden kann. Hast du gute Absichten, so wird dir die Tugend in Andern auch achtungswürdig seyn; du wirst die Person in Ehren halten, die keine unanständige Freiheit, die keinen unanständigen Wunsch gestattet. Wahre Liebe ist allezeit züchtig und rein. Liebeleien und thörichte Bekanntschaften haben manchen Dienstboten ins größte Elend gebracht.

Meide alle ausgelassene Ergötzlichkeiten, öffentliche Belustigungsörter, üppige Tänze und gefährliche Besuche und Gesellschaften, besonders aber das Nachtschwärmen. Mäßige dich auch in erlaubten Ergötzungen. Suche unschuldige, reine Freuden, deren du dich nicht schämen darfst, und die dich nie gereuen werden. Das gute Gewissen gibt den besten, fröhlichen Muth.

Wache beim kleinsten unheiligen Gedanken; wende die Augen vom Bösen ab; sey ehrbar und schamhaft, auch wenn du allein bist; halte deinen Leib heilig als einen lebendigen Tempel Gottes, als ein Mitglied Jesu Christi; thue nichts, dessen du dich vor den Augen des Allwissenden zu schämen oder zu fürchten hättest.

Bete herzlich zur Zeit der Versuchung; bei einer Gefahr zu sündigen, denke an die Gegenwart Gottes, deines Vaters und Richters; denke an den Tod, an die Ewigkeit, an das Ende aller irdischen Freuden, und was darauf folgt. Sieh auf die schönen Beispiele keuscher Seelen, welche die hl. Geschichte dir als Muster der Nachahmung vorstellt, auf den ägyptischen Joseph, auf die keusche Susanna, besonders auf die reinste Jungfrau und Mutter Maria: ihre Herzensreinheit sey dein Vorbild.

Nichts ist mehr werth, als ein guter Name und Ruf. Sey also nicht gleichgültig, was Andere von dir denken und urtheilen; bekümmere dich aber auch nicht um jedes Menschen Urtheil, am wenigsten um derjenigen, die ihre Ehre oft in der Schande und Pflichtübertretung suchen, und laß dich durch ihren Spott, Tadel, und ihre Ueberredungen und andere Künste nicht verleiten, dich wider Recht und Billigkeit, wider Religion und gutes Gewissen, nach ihnen zu richten und ihnen zu folgen.

Suche deine Ehre nirgend anders, als in einer vernünftigen Denk- und Handlungsweise. Betrage

dich überall, wo du bist, deiner Pflicht gemäß, und du wirst von vernünftigen Menschen, deren Urtheil allein gilt, gut beurtheilt, und mit Achtung und Liebe behandelt werden. Je demüthiger und bescheidener du bist, desto mehr wirst du bei Gott und den Menschen beliebt seyn. Suche zuerst deine Ehre bei deinem lieben Gott, und du wirst sie gewiß auch bei würdigen Menschen finden.

Diene deiner Herrschaft mit aller Treue; sey ihr gehorsam in allen ehrbaren und erlaubten Dingen; sey kein Augendiener, nur den Menschen zu gefallen, sondern was du thust, das thue von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen.

Achte und ehre deine Herrschaft, wie deine eigenen Eltern, und hüte dich sorgsam, ihr durch Ungehorsam Verdruß zu machen, oder sie durch das geringste Versehen zu kränken; komme ihren Wünschen zuvor, versäume nichts von dem was dir obliegt. Dein Dienst sey dir kein Joch; Liebe macht das Schwerste leicht.

Gehe sparsam mit der Zeit um, verwende auf jedes Geschäft nicht mehr Zeit, als nöthig ist. Thue nichts zur Unzeit, nichts gegen die Ordnung; nichts, was den Geschäfts-Gang lähmen und hindern könnte.

Laß Frohsinn und Freundlichkeit an deiner Seite wandeln. Hüte dich vor einem mürrischen Benehmen; dies macht dir und der Herrschaft das Leben sauer. Der beste Hausvater, die freundlichste Hausfrau, müssen empfindlich werden, wenn der Diener oder die Magd durch ein finsteres Gesicht, durch

einen brummenden Ton verrathen, daß ihnen die befohlene Arbeit zuwider sey. Unfreundlichkeit macht in der Welt kein Glück.

Habe den Vortheil der Herrschaft in den Augen; sey wachsam über Alles, daß ihr kein Nachtheil geschehe.

Verlasse nie ohne Vorwissen oder vorangegangene Erlaubniß der Herrschaft das Haus, am allerwenigsten zur Nachtzeit.

Sey verschwiegen, dies ist eine Haupttugend des Dieners. Rede mit Niemanden von deiner Herrschaft, sobald es Dinge betrifft, die ihr Unehre oder Schande bringen könnten. Wie das Grab, das den Menschen mit seinen Fehlern und Schwächen verbirgt und bedeckt, verwahret ein rechtschaffener Dienstbote die Angelegenheiten seiner Herrschaft im treuen Herzen, und verdient sich dadurch das vermehrte Zutrauen derselben.

Halte alles auf Reinlichkeit und Ordnung. Dein Stolz sey, wenn alles im Hause einen gefälligen Anblick gewähret, wenn es überall in allen Zimmern und Kammern, in Küche und Keller, auf dem Fruchtboden und der Scheune, auf der Hausflur und im Garten reinlich und wohlgeordnet aussieht. Halte zuerst diese Vorschrift an dir selbst. Jeder, der ins Haus kommt, oder an demselben vorübergeht, wird dir, dem emsigen Dienstboten, Lob, oder doch durch einen freundlichen Blick, Beifall zollen.

Suche jede Gelegenheit, allmählig die weniger guten Eigenschaften abzulegen oder zu mildern. Durch

langen Umgang mit Menschen von mehr Bildung verliert sich unmerklich das Grobe und Rohe aus dem Betragen. Man wird sanfter und gefälliger, und überzeugt sich alle Tage mehr, daß Wohlverhalten der einzige Anker sey, um daran sein künftiges Glück zu befestigen.

Laß dir besonders die Kinder der Herrschaft recht am Herzen gelegen seyn. Sey vor ihnen behutsam in Mienen, Worten und Thaten, damit sie nie etwas an dir sehen, oder von dir hören, was sie nicht wissen oder nachthun dürfen. Wie schrecklich ists, wenn durch Aergerniß Dienstboten die arglosen Herzen der Kinder vergiften!

Auch für die Gesundheit der dir anvertrauten Kinder trage alle Sorge. Behalte sie immer unter deinen Augen, laß sie nichts thun, wodurch sie in Gefahr kommen, oder sich verletzen könnten; laß sie an kein tiefes Wasser gehen, nicht in der Hitze trinken, giftige Dinge angreifen, mit Gewehren spielen, u. s. w. Schwer läge die Verantwortung auf dir, würde irgend ein Unglück entstehen.

Sey immer heiter, liebreich, freundlich und gefällig gegen die Kinder, habe Geduld mit ihren Unarten, suche ihnen mit zarter Schonung begreiflich zu machen, daß und wo sie gefehlt haben; zeige deine Freude, wenn sie sich bessern. Sind aber die Kinder schon so verdorben, daß sie dich necken, grob beleidigen, tückischen Muthwillen treiben, dann — suche einen günstigen Augenblick, darauf die Herrschaft selbst aufmerksam zu machen; erbitte dir

nicht ihre Bestrafung, sondern nur Verhütung ähnlicher Fälle.

Um der Kinder Liebe und Achtung zu erwerben, zeige eine kluge Mischung des Ernstes und der Liebe.

Suche dir in deinen Berufsgeschäften die möglichste Geschicklichkeit zu verschaffen. Benütze überall die Gelegenheiten, deine Kenntnisse zu erweitern, und berede dich nicht, aus Stolz, Eigensinn und Trägheit, daß du schon alles verstehest, und vollkommen seyest. Der Vernünftige glaubt lernen zu müssen, so lange er lebt, und schämt sich seiner Lernbegierde nicht.

Laß deinen Muth nicht sinken, wenn du deiner Geschicklichkeit, deiner Arbeitslust, deines Fleißes und deiner redlichen Anstrengungen nicht immer durch ein reichliches, oder auch nur hinlängliches Auskommen froh wirst. Tröste dich mit Andern durch die Hoffnung, daß es in der Folge besser gehen könne, und erwarte den Segen des Herrn in Geduld, im Vertrauen auf ihn und in der unermüdeten und treuen Erfüllung deiner Pflicht.

Sey genügsam und zufrieden mit dem, was dir beschieden ist. Wenn du immer auf andere blickst, die es besser, als du, zu haben scheinen, so wirst du das, was du hast, nie ruhig genießen können, und immer mißvergnügt bleiben, ohne etwas für die Verbesserung deiner Lage und Umstände zu gewinnen.

Sey sparsam und haushälterisch mit dem, was du dir erwirbst und verdienst, und berechne immer so viel als möglich deine Ausgaben nach deinen Einkünften. Wer mehr ausgibt, als er einnimmt, verursacht sich viel Sorge und Kummer. Traurig ist es, kaum so viel einzunehmen, als man zu seinen Bedürfnissen braucht; aber noch weit trauriger, sich den Vorwurf machen zu müssen, daß man durch unnöthige und überflüssige Ausgaben sich in Schande und Mangel versetzt habe.

Sey mit einer anständigen, reinlichen Kleidung zufrieden. Huldige nicht der Modesucht. Kleide dich standesgemäß, bescheiden, wie es einem Dienstboten geziemt. Nicht Gold und Seide, und all der äußerliche Flitterstaat gibt dir einen wahren Werth, sondern einzig nur ein sittsames, gottesfürchtiges Leben.

Befolge immer die goldene Regel im Umgang mit Andern: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch. Und — was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue Andern auch nicht!“ —

Dein Nächster ist jeder Mensch, dem du helfen und Gutes thun kannst, er mag seyn, wer er will; genug, daß er ein Mensch ist. Liebe also alle Menschen, auch deine Feinde; so will es Jesus. Bete für sie, verzeihe ihnen, und suche sie wieder zu gewinnen.

Denke und rede nichts Böses von Andern; habe keinen Argwohn ohne sehr gegründete Ursache; lege

nichts übel aus. Vertheidige den Nächsten, rette seine Ehre.

Sorge auch für das geistliche Wohl deines Nächsten; gib allen ein gutes Beispiel; warne und ermahne Andere, so oft es mit Nutzen geschehen kann. Rede mit ihnen von dem, was du in der Predigt gehört, in einem guten Buche gelesen hast. Bete für alle Menschen, daß sie gut und selig werden.

Diene und hilf deinem Nächsten auch im zeitlichen und leiblichen Wohl. Wenn du ihm eine Mühe ersparen, oder ein Leiden erleichtern kannst, so thue es mit freudiger Bereitwilligkeit. Guter Rath, Trost und herzliches Mitleid, Fürbitte bei Andern für Nothleidende ist auch Hilfe, und oft mehr werth als Geld.

Bezeige dich gegen Jedermann höflich, freundlich, gefällig und dienstfertig, und du wirst dir viele Menschen zu Freunden machen. Nur hüte dich, Andern etwas zu lieb zu reden und zu thun, was gegen Recht, Pflicht, Ueberzeugung und Gewissen ist.

Lerne Beleidigungen vergessen, und manches erlittene Unrecht stillschweigend ertragen. Der Rachsüchtige erbittert seine Feinde noch mehr; der Sanftmüthige aber, und der zum Verzeihen Bereitwillige kann auch seiner Feinde Herzen gewinnen.

Sey gegen alle Vorgesetzte ehrerbietig und gehorsam, und denke oft, wie wehe es dir thun würde, wenn du Untergebene hättest, die dir

achtungslos, schnöde, trotzig und ungehorsam begegneten.

Meine es mit Jedermann ehrlich und redlich, auch alsdann, wenn man es mit dir nicht ehrlich und redlich meint. Sey ohne Falsch, wie die Tauben, aber auch klug, wie die Schlangen.

Vergiß Wohlthaten nicht, die dir erwiesen wurden, und suche für dieselben auf irgend eine Art dich dankbar zu erweisen.

Sey verschwiegen, und fliehe die eben so schändliche als schädliche Schwätzerei und Verrätherei.

Bewahre deinen Mund vor Lügen, als dem häßlichsten Schandfleck.

Lobe dich nicht selbst, sondern laß Andere dich loben, und vermeide die Eitelkeit, Großsprecherei, Prahlerei, welche sich oft viel Demüthigungen muß gefallen lassen.

Fliehe die Spottsucht, die Tadelsucht und Rechthaberei, wenn du dir nicht aus eigener Schuld viele Feinde zuziehen willst.

Sey friedfertig im Umgange mit Andern, besonders mit deinen Mitdienstboten. Die Zänker, Händelsüchtigen, Wortverdreher, Uebeldeuter sind verhaßte Menschen in jeder Gesellschaft.

Je widerlicher die Gemüthsart deiner Mitgenossen, je abstoßender ihre Handlungsweise ist, desto nachgiebiger, schonender und gefälliger sey dein Benehmen. Ein freundliches Gesicht, ein gefälliges Wort gewinnt überall Liebe.

Weiche sorgfältig, um allen Zank zu vermeiden, jeder Gelegenheit aus, mit dem Eigennutze der Dienstgenossen in Widerspruch zu kommen. Theile redlich und gewissenhaft mit ihnen, was außer dem bedungenen Lohn, dir an Trinkgeld u. s. w. zufallen mag.

Vermeide alle Wohldienerei, und sey nie der Ankläger der Dienstgenossen bei der Herrschaft, außer in sehr wichtigen Fällen; aber auch hier leite dich die Liebe. Warne zuerst den Fehlenden sanft, und erkläre ihm freundlich und offen, daß du nicht schweigen dürfest. Hilft das nicht, dann entdecke mit Schonung die Fehler.

Sey vorsichtig in deinen Reden, Urtheilen, und in deinem Umgange, besonders mit fremden Personen. Mache dich mit keinem Menschen zu vertraut, den du nicht eine längere Zeit hast näher kennen gelernt.

Bist du im Stande, einem Andern aus irgend einer Noth oder Verlegenheit zu helfen, so thue es; du kannst dir durch die Erfüllung dieser Pflicht manchen guten, treuen Freund erwerben, der dir wieder auf eine andere Art nützlich werden kann, und wirst du auch dafür mit Undank belohnt, so hast du doch den Trost und das Zeugniß deines Gewissens, edel gehandelt zu haben. Gieb aber auch Acht, daß deine Gutmüthigkeit nicht von schlechtdenkenden, betrügerischen, unverschämten Menschen mißbraucht werde.

Mit einem Worte:

„Habe Gott dein Leben lang vor „Augen und im Herzen, und hüte dich,

„daß du in keine Sünde willigest,
„noch thuest wider Gottes Gebot."

So schloß der würdige Pfarrer die Zurede. Tief ergriffen stand Marie vom Stuhle auf, küßte dankbar des Pfarrers Hand, und gelobte unter Thränen, diesen väterlichen Rath genau zu befolgen. Herzlich dankte auch die Mutter, und unter dem priesterlichen Segen entließ sie der Pfarrer. Aber Marien gefiel dieser Rath zu wohl, als daß sie nicht befürchten durfte, etwas davon zu vergessen. Sie bath noch auf der Stiege den Pfarrer, ihr den großen Gefallen zu thun, den liebreichen Rath auch niederzuschreiben, und ihr denselben mitzutheilen. Dies geschah auch, und jetzt noch besitzt ihn Marie, und schätzt ihn sehr hoch. Sie kam in die Schweitz in Dienste, und ist, da sie immer jenen Rath genau befolgt, ein Muster eines rechtschaffenen Dienstboten. Möchte jeder Dienstbote, ehe er seine Heimath verläßt, bei seinem Seelenhirten einen ähnlichen, väterlichen Rath sich holen, er wäre gewiß sein Schutzengel auf der Lebensreise.

Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf;
Dies ist der schönste Lebenslauf.

Dieser Spruch geleitete auf allen Wegen den wackern Isidor B**. Seine gottesfürchtigen Eltern prägten ihm frühe die Lehre ein: was du thust, thue in Gottes Namen. Freudig ging Isidor in die Schule, in welcher er von seinem Herrn Pfarrer den

obigen schönen Spruch lernte. Als ein Jüngling schon begann er kein Geschäft, ohne vorher Gott um seinen Beistand angerufen zu haben, und dieß wurde ihm so zur Gewohnheit, daß er nichts recht zu thun geglaubt hätte, ohne vorher sich zuerst bittend an Gott gewendet zu haben. — Was Gott thut, ist wohl gethan, dachte er, als in einem halben Jahre seine beiden Eltern starben. Seine Lage war hart und sein Vermögen sehr gering; denn seine Eltern ernährten sich durch Taglöhner-Arbeit. Doch war er nicht traurig, sondern vertraute auf den lieben Gott, der keinen zu Schanden werden läßt, der zu ihm sich wendet in kindlichem Vertrauen.

Am Tage der Begräbniß seiner lieben Eltern ging er in die Kirche, und betete recht herzlich; zuerst für seine Eltern, daß Gott ihnen all das Gute mit unvergänglichen Gütern im Himmel belohnen möchte, was sie ihm erwiesen hätten; dann für sich selbst, daß Gott ihn weiter auf dem Wege der Gottesfurcht leiten und bewahren möchte. „Du hast mich „heimgesucht durch eine schwere Prüfung, betete er „zu Gott — aber ich will nicht von dir lassen.“ Er ging zu seinem Seelenhirten und bat ihn um Rath, und dieser ermunterte ihn, recht fest an Gott zu halten, er werde schon weiter sorgen. Dieser menschenfreundliche Herr brachte es auch in kurzer Zeit dahin, daß Isidor, der wegen seiner Gottesfurcht und seinem rechtschaffenen Wandel überall beliebt war, zu einem reichen Herrn auf ein schönes Landgut kam. Hier wurde ihm die Stelle eines Haus-

knechtes übertragen, nachdem er das kleine Erbtheil seiner seligen Eltern verkauft hatte.

Mit Gott fange an, dachte Isidor, als er seinem Geschäfte oblag, und es ging ihm alles gut von Statten. Kam der Sonntag, so eilte er freudig ins Gotteshaus, um zum lieben Vater im Himmel und seinem Sohne Jesus herzlich zu beten. Fing die Woche an, so dachte er: mit Gott fang an! hatte er schwere Arbeiten, was bei der großen Dekonomie sehr oft geschah, so fing er sie mit Gott an; mußte er mit seiner Herrschaft reisen, weit weg oder nur in die Nachbarschaft, so ging er in Gottes Namen. War eine Woche vorüber, so schloß er sie mit dankbarem Aufblicke zu Gott, dankte ihm für alles Gute, daß er ihm geschenkt, für alle Kraft, die er ihm verliehen hatte. Keinen Abend begab er sich, nach treu verrichteter Arbeit, zur Ruhe, ohne sich im Gebete zu Gott gewendet zu haben. Gar herzlich betete er aber am Schlusse eines Jahres; es war ihm unmöglich, bei einer so wichtigen Zeit leichtsinnig oder gleichgültig zu seyn. Reuvoll bat er Gott um Verzeihung für alle seine Fehler, die er im verflossenen Jahre begangen hatte; er dankte aus dem innersten Grunde seiner Seele für alles Gute, das Gott ihm geschenkt hatte, und empfahl seiner Gnade sich, seine Herrschaft, und alle Menschen. Und dadurch erfreute er sich auch des Wohlgefallens Gottes, der Achtung aller guten Menschen; er war immer froh und heiter, und alle Arbeiten gingen ihm gut von der Hand. Die Herrschaft liebte den gottesfürchtigen

Isidor auch recht sehr, und als ein Pächter ihrer Güter starb, übergab ihm die Herrschaft dieselben zu einem weit geringern Preise, als sie es einem andern gegeben hätte: „Wie gut ist Gott, dachte er, der so sehr mich segnet!“ Mit ihm fing er seine kleine Wirthschaft an; — in Gottes Namen erwählte er sich eine fromme Gefährtin, und sichtbar ruhte Gottes Segen auf ihm. Noch lebt er am Fuße des Schwarzwaldes, umgeben von guten Kindern, geliebt von allen Nachbarn, geehrt von der Herrschaft, und allen seinen Kindern prägt er frühe den schönen Spruch ein:

Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf,
Dies ist der schönste Lebenslauf:
Was man in Gottes Namen thut,
Gelingt auch immer noch so gut.

Herr, stets an dir zu hangen
Sey meines Lebens Lust.
Verschmäh' nicht das Verlangen
Nach dir, in meiner Brust.
Laß deine Gnad' mich stärken,
Erhalte mich in dir;
So werd' ich täglich merken,
Dein Beistand sey mit mir.

Jeden Christen ermahnt der Apostel, ohne Unterlaß zu beten. Diese freundliche Ermahnung geht besonders die Dienstboten an, welche zur Erfüllung ihrer wichtigen Pflichten von Oben herab Hilfe und

Kraft brauchen. Jeder gute Dienstbote benützt daher jede, ihm übrige Zeit, jede Gelegenheit, dem herzlichen Gebete obzuliegen. Dieses that Juliana Kolb, die von armen, aber christlichen Eltern geboren war. Sie diente von ihrem 14ten Jahre an immer in ihrem Geburtsorte, gleichsam unter den Augen ihrer christlichen Eltern, welche zum innigen Gebete sie schon in ihrer frühen Jugend anhielten. So oft es die Umstände erlaubten, besuchte sie mit ihnen den öffentlichen Gottesdienst. Nun kam es, daß Julianens Herrschaft, bei welcher sie schon lange gedient hatte, von ihrem Geburtsorte wegzog, und in eine andere Stadt sich begab. Sie trat bei dieser Ortsveränderung nicht aus dem Dienste, sondern blieb bei ihrer braven Herrschaft.

Zwar bleiben den Dienstboten wegen vieler häuslichen Geschäfte wenige Stunden übrig, die sie zur Andacht verwenden könnten. Dies war auch der Fall bei Julianen, indem sich mit der Veränderung des Wohnortes ihrer Herrschaft, auch die häuslichen Geschäfte vermehrt und geändert hatten; denn mit der Vermehrung ihrer Berufsarbeiten wurde die Zeit, welche sie für sich zu verwenden hatte, verkürzt und beschränkt. Allein sie fand dennoch für jene Stunden, die sie dem Gebete zu widmen pflegte, hinlängliche Zeit; denn ein Gemüth, das schon von Kindheit an gewöhnt ist, eine gewisse Zeit dem Dienste Gottes zu widmen, bestrebt sich auch, ohne den Dienst der Menschen zu vernachläßigen, die Pflichten gegen Gott treu zu erfüllen; ja, ein guter Dienstbote wird über=

zeugt seyn, daß er ohne Gebet seine Pflichten nie recht werde erfüllen können.

Julianen war es bei ihrer Ueberwindung leicht geworden, durch früheres Aufstehen die, durch vermehrte Hausgeschäfte, verkürzte Zeit zu verlängern.

An jedem Morgen, ehe sie ihre Schlafkammer verließ, schickte sie, ohne Rücksicht auf die bei ihr wohnenden Dienstmägde, ein stilles herzliches Gebet zum Himmel. So legte sie sich auch nie zu Bette, wenn sie auch durch viele Arbeit noch so ermüdet war, ohne ihr Gemüth zu Gott erhoben, und ihm für die den Tag hindurch genossenen Wohlthaten herzlich gedankt zu haben. Vor ihrer Abreise vom Vaterorte prägten ihr die Eltern nachdrücklich ein, daß sie immer das göttliche Wort fleißig anhören solle in Predigt und christlicher Lehre; denn dies sey ein wesentlicher Theil der Sonntagsfeier. Mit Freuden that sie dies: traf sie aber die häusliche Ordnung, die ihr den Ausgang an einem Sonn- oder Feiertage nicht gestattete, daß sie den öffentlichen Gottesdienst nicht besuchen konnte, so las sie in einem christlichen Erbauungsbuche, oder sie sang fromme Lieder, die ihr Gemüth zu reiner Fröhlichkeit stimmten.

Auf diese Weise wurden die Stunden, in welchen Juliana die Kirche nicht besuchen konnte, wahre Stunden der Andacht und Gottseligkeit. Immer erfreute sie sich auch eines innern Trostes, den nur Gebet zu Gott ihr geben konnte, so wie auch der Liebe ihrer Herrschaft, und der Achtung aller guten Menschen. Betet ohne Unterlaß. 1. Thessal. 5, 17.

O wäre doch mein Herz zu dir
Herr! betend stets erhoben;
Wie leicht, wie ruhig würden mir
Die schwersten Tugendproben!
Gestärkt zu tragen, was Gott will,
Im Glück verwahrt, im Unglück still,
Auf Noth und Tod bereitet,
Würd' ich dann immer, immer seyn;
Mein Wandel heilig, gut und rein,
Von Gottes Geist geleitet.

Zwei schöne Beispiele tugendhafter Dienstboten.

1.

Henriette D** kam als Kindsmagd in das Haus eines wackern Mannes. Schon beim Eintritt in dasselbe begegnete sie den Kindern freundlich und liebreich, und gewann sogleich alle für sich. Sie war damals schon in einem gesetzten Alter, und wußte sich doch zu den Kindern so gut herabzustimmen, daß alle gern um sie waren, und nie Langeweile bei ihr hatten. Die Aufsicht und Wartung mehrerer Kinder theilte sie mit der treuen Mutter nicht als ein Miethling, sondern als eine redliche Gehilfin und theilnehmende Freundinn. Was den Eltern-Herzen am nächsten liegt: daß Kinder zur Gottesfurcht, zum Gehorsam, zu Fleiß und Sittsamkeit angehalten werden, daß besonders die Unschuld ihrer Seelen durch kein böses Beispiel Schaden nehme, sondern sehr sorgfältig bewahrt werde, das lag auch der treuen Kindeswärterin

über alles am Herzen. Einst hörte sie in einer Unterrichtsstunde, daß der Lehrer sich leichtsinnige Aeußerungen gegen die Kinder erlaube. Sogleich machte sie davon die Anzeige, und der Lehrer wurde entlassen. Sie hielt sich fleißig an ihr Gebet, an gute Erbauungsbücher und die öffentlichen Religionsübungen. Mit den Kindern betete sie täglich in der Ordnung, und half ihnen öfters, wenn eines oder das andere seine Aufgabe für die Schule zu lernen oder zu wiederholen hatte. Henriette konnte dieß; denn sie war in der Schule sehr fleißig und lernte immer noch als Dienstbote. Ihre Kleinen behandelte sie äußerst liebreich, war auf alles bedacht, was ihre Bedürfnisse erforderten und ihnen unschuldiges Vergnügen bereiten konnte; sie hatte ihre Stunden, in welchen sie schöne Erzählungen, von ihr gesammelt, mit vieler Beredsamkeit und Wärme den Kleinen mittheilte, mitunter gute Sprichwörter und Sentenzen ihnen zum Nachdenken gab, — kurz, sie sorgte mit Leib und Seele für das Wohl der Kinder.

Beim Krankenbette zeichnete sie sich vorzüglich aus, indem sie nicht nur mit den Weinenden weinte, sondern auch in der Wartung und Pflege, und mit Reichung der Arzneien die gehörige Zeit und Pünktlichkeit beobachtete, auch eine gute Ueberredungsgabe hatte, um dem Kleinen die mißfälligen Pulver und bittern Getränke nach und nach beizubringen. Wenn die Eltern Ermahnungen und Verweise den Fehlenden zu geben hatten, so schwächte sie solche nicht durch unzeitige Fürsprache oder geheimen Unterschleif,

sondern wies die Kleinen auf ihre Pflicht zurück, und zeigte gern selbst an, wenn etwas widerrechtliches in der Kindesstube oder sonst bei ihren Untergebenen vorgefallen war. Ihrer Herrschaft begegnete sie immer mit der gehörigen Ehrerbietung, brachte nichts bei Kindern an, das nur im geringsten dem älterlichen Ansehen nachtheilig gewesen wäre, sprach vielmehr immer mit Hochachtung von denselben, mischte sich in keine Begebenheiten, die nicht zu ihrem Wirkungskreise gehörten; war der Untreue, des Betrugs und Unterschlagens gar nicht fähig. Das Auflauern, ausser Hause tragen, Lügen oder Verläumden war nie ihre Sache, sondern sie war ihrer Herrschaft so herzlich zugethan, nahm an Freude und Leid jederzeit so innigen Antheil, war so bereitwillig zu jedem Dienste, so aufrichtig, wenn sie, oder Jemand neben ihr, etwas verfehlt hatte, daß sie nicht ruhte, bis die Sache am gehörigen Orte angebracht, und Friede und Ordnung wieder hergestellt war. Sie genoß daher auch immer, vor andern Dienstboten im Hause, eine gewisse Auszeichnung und besondere Achtung, und wurde wegen ihres ehrlichen, rechtschaffenen Verhaltens, auch wegen ihrer äußern, Achtung einflössenden Gestalt, von Eltern und Kindern mehr mit dem zutraulichen, ehrwürdigen Namen — Ahne, Frau Ahne (ein schweitzerisches Wort), als mit ihrem Taufnamen gerufen und gegrüßt.

Ihr Dienst war bei 6 — 8 Kindern nicht bequem und ruhig. Sie kam manche Nacht zu keinem oder nur wenigem Schlafe, besonders so lange noch die

Hausfrau lebte, und alle Jahre ein Wochenbett eintrat. Nach der Geburt des 14ten Kindes starb die Hausmutter. Das jüngste Kind war noch nicht 3 Jahre alt, als es mit 7 andern mutterlose Waise geworden war. Der trostlose Vater war fast einzig an seine ehrliche, treue Dienstmagd gehalten, um seinen Kindern noch eine Stütze an ihr zu lassen. Es kam zwar bald eine rechtschaffene, geschickte Person als Haushälterin, und nach ihr die Großmutter ins Haus; inzwischen lag doch die meiste Sorge und Mühe auf Henrietten. Ihre lange Erfahrung und gute Kenntniß im Hauswesen, ihr ruhiger bedachtsamer Gang in allem, was sie vornahm und zu besorgen hatte, so wie ihre ausdauernde Geduld kamen der Familie sehr wohl zu statten; sie selbst wußte sich in ihre Lage gut zu schicken, und erfüllte ihre Pflichten mit eben so großer Treue und Gewissenhaftigkeit, als edler Uneigennützigkeit und Zufriedenheit.

Ihr jährlicher Lohn war den Zeitumständen und ihren Bedürfnissen angemessen, doch würde heutzutage keine Magd mit einem solchen sich zufrieden stellen, und damit ausreichen; denn leider sind die meisten sehr verschwenderisch. Um so empfehlender sind noch folgende Züge aus ihrem Leben. Henriette konnte nichts allein haben und genießen. Von allem, was sie hatte, theilte ihr gutes Herz gern mit; selbst von ihrem Trunke, dem Gesindsweine, theilte sie mit, sparte ihn für Jemand auf, der fast täglich ins Haus kam, und bei ihr eine Erquickung suchte, ob sie gleich selbst etwas Wein, zur Stärkung, zu trinken gewohnt

war. Oft und viel versagte sie sich dieses Labsal, und ließ es jener alten, ehrwürdigen Person zukommen, die sie darum ansprach. Auch ihrer leiblichen Schwester, einer Schusterfrau, und einer zweiten, die sich kümmerlich als Nätherin ernährte, ließ Henriette manche stille Wohlthat zufließen.

In ihrer Kleidung war sie reinlich, trug sich nicht über ihren Stand, und war äußerst sorgfältig, um mit ihrem Anzuge in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit zu bleiben. Nie betrat sie geheime oder verbotene Wege, suchte oder unterhielt auch nie Bekanntschaften und Verbindungen mit Männern. Zu keinen öffentlichen Lustbarkeiten ging sie, sondern blieb gern in der Stille, lief nicht außer dem Hause herum, um ihre Neugierde zu befriedigen; man sah sie nur bei ihren anvertrauten Kindern, wie die Henne bei ihren Küchlein. Diese ihre einfache, stille und ehrbare Lebensweise machte, daß sie von ihrem Lohne immer etwas übrig hatte, und jährlich an Zins legen konnte. Sie ersparte sich dadurch einen schönen Nothpfennig auf trübe und kranke Tage, die Gott auch bei ihr eintreten ließ, ja sie dachte so edel, daß sie diejenigen, die sie auferzogen hatten, am Ende noch ins Testament setzte, und bei 40 fl. Legaten ihnen bestimmte.

Ruhe ihrer Asche! diese gute, treue Seele verdienet es, als Muster der Nachahmung aufgestellt zu werden, daß ihr Gedächtniß unter uns bleibe, und noch ein Segen für manchen Dienstboten werde.

2.

Maria Barbara Sch.. war die Tochter eines Weingärtners, verlor aber ihren Vater im 5ten und die Mutter im 9ten Jahre. Sie wurde darauf in das Hospital aufgenommen, wo sie bis zum 14ten Jahre blieb. Ihre ersten Lehrer und Erzieher, namentlich ihre Mutter, und der damalige Schulmeister im Hospital, dessen sie sich noch bis in ihr spätestes Alter mit dankbarer Rührung erinnerte, waren es ohne Zweifel, welche ihr die Ehrfurcht gegen Gott und Jesus Christus, den Sinn der Demuth und Bescheidenheit einflößten, der ihr in ihrem ganzen folgenden Leben eigen blieb. Aber auch der frühe Waisenstand, die frühe Entfernung von Eltern und Verwandten, in welche sie die göttliche Vorsehung versetzte, trugen unter der Leitung Gottes gewiß das Ihrige dazu bei, ihr das Christenthum theuer und werth zu machen, und sie an eine Demuth zu gewöhnen, die auf ihr ganzes folgendes Leben sehr wohlthätigen Einfluß hatte. Sie trat zuerst bei einer Herrschaft in Dienste, welche ihr sehr harte Proben der Geduld und Entbehrung auflegte. Sie mußte so sehr Hunger leiden, daß sie ihn bisweilen mit Erbsenhülsen stillte; sie scheute sich, für das Geld, das ihr hie und da geschenkt wurde, etwas zu kaufen, weil sie nicht für leckerhaft angesehen seyn wollte. Dagegen gab sie jeden Kreuzer ihrer Hausfrau zum Aufbewahren, welche sich kein Gewissen daraus machte, alles, was ein armes Mädchen erspart hatte, zu vertrinken. —

Nach einem halben Jahre verließ sie dieses Haus, in welchem sie Gesundheit und Ersparniß verloren hatte, kam aber dagegen in ein anderes, in welchem ihre Sittsamkeit und Keuschheit Proben bestehen mußte. Ein Jahr darauf kam sie wieder in das Hospital als Magd der Pflegemutter, wo sie 5 Jahre lang der gesunden und kranken Kinder mit großer Treue und Sorgfalt pflegte, und sich vorzüglich Reinlichkeit angelegen seyn ließ. Nicht aus Eigenwillen, sondern durch andere zufällige Umstände, in welcher sie eine Fügung der göttlichen Vorsehung erkannte, wechselte sie dreimal den Platz. Eigennutz hatte an dieser Veränderung keinen Antheil, denn sie brachte bis in ihr 30stes Jahr die Erhöhung des Lohnes, wie es damals noch war, nicht weiter als von 2 bis 8 Gulden. Im 30sten Jahre führte sie endlich die göttliche Vorsehung in das Haus eines evangelischen Geistlichen, wo sie über 30 Jahre, und nach dem Tode desselben und seiner Frau, noch 13 Jahre bei einigen der hinterlassenen Kinder blieb. Hier fand sie Gelegenheit zu zeigen, wie viel wahren Nutzen ein Dienstbote auch bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes, durch Gottesfurcht, Treue, Demuth und Bescheidenheit stiften könne. Bei 7 Kindern, deren sich die schwächliche Mutter schon früher nur wenig, und nach und nach immer weniger annehmen konnte, vertrat sie von ihrer Geburt an die Stelle einer treuen und sorgfältigen Mutter. Das meiste, was der Vater bei Lebzeiten entweder überhaupt, oder seiner amtlichen Geschäfte wegen nicht thun konnte, that sie an

ihnen. Liebe und Ordnung, Reinlichkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht suchte sie ihnen fleißig einzuflößen. Die Kinder bewiesen ihr Achtung und Gehorsam, nicht blos, weil der Vater ihr Ansehen nachdrücklich unterstützte, sondern auch um ihrer persönlichen Eigenschaften willen. Sie verband Ernst und Liebe in einem Maaße, welches manche Eltern schwer zu halten wissen. Vorzüglich war sie gegen alle gleich streng und gleich gut, ohne eines dem andern vorzuziehen, oder sich durch Schmeicheleien einnehmen zu lassen. Heuchelei, Falschheit und Lüge war ihr sehr verhaßt, und es wurde ihr nicht schwer die kleinste Unredlichkeit bei Kindern, die sie von frühester Jugend an kannte, zu entdecken und nachdrücklich zu rügen.

Als Krankenwärterin der Kinder bewies sie eine Geduld, eine stille Thätigkeit, eine Pünktlichkeit und Sorgfalt, welche sie selbst dem Arzte des Hauses sehr schätzbar machte. Eben diese treuen Dienste leistete sie der kränklichen Mutter, deren Nervenschwäche in einem Zeitraum von mehr als 20 Jahren in dem Grade überhand nahm, daß sie sich in den letzten Jahren von ihr aus- und ankleiden lassen mußte. Wurde die kranke Frau bisweilen auch etwas ungeduldig, so ließ sie sich dadurch nicht irre machen, sondern nur desto mehr zu dem gerechten Mitleiden mit ihrem Zustande und zur kräftigen Theilnahme bewegen. Mit der nämlichen Sorgfalt und Liebe wartete sie auch einen schwindsüchtigen Tochtermann, der über 4 Monate lang krank im Hause lag, und alle mögliche Hilfe, ja selbst bisweilen Zuspruch von ihr verlangte. Mit der nämlichen Treue wartete

sie endlich den Vater selbst auf seinem letzten Krankenlager ab.

Ihr Betragen gegen die jüngern Dienstboten, die neben ihr waren, war musterhaft. Sie nahm sich nicht nur nichts gegen sie heraus, sondern ihre Güte wurde sogar von einigen derselben mißbraucht. Um des Friedens willen duldete sie manches, dem sie durch ein einziges Wort bei der Herrschaft hätte entgehen können. Statt sich ihre Arbeit durch jene erleichtern zu lassen, erleichterte sie vielmehr ihnen ihr Geschäft.

Die Freude an ihrem Berufe, die Anhänglichkeit an die Familie des Hauses, und die Liebe zu einem stillen eingezogenen Leben war so groß bei ihr, daß sie ein paar vortheilhafte Heirathen, welche sie ohne die mindeste Einrede ihrer Herrschaften hätte treffen können, ausschlug. Ihr Leben war einfach und christlich. Sie hörte, las und betete viel, und hatte mit wenigen Menschen, in deren Redlichkeit und Frömmigkeit sie Vertrauen setzte, Umgang.

Unter ihren guten Eigenschaften verdienen ihre Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und Sanftmuth als Tugenden, die unter Dienstboten so sehr selten sind, noch besonders hervorgehoben zu werden. Sie war freilich in einem Hause, wo man nicht gewohnt war, Dienstboten karg zu behandeln; aber sie hatte doch auch hier vielfache Gelegenheit, ihre Uneigennützigkeit zu beweisen. Sie äußerte niemals die mindeste Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit; sie wollte überall zurückstehen, überall das Wenigere,

Geringere haben; sie räumte immer ihren Mitdienstboten den größern Vortheil ein. Den Kindern wollte sie immer lieber etwas zu dem Ihrigen geben, als etwas von ihnen nehmen; und selbst, nachdem sie erwachsen waren, machte sie sich beinahe ein Gewissen daraus, auch nur kleine Geschenke, die sie wohl geben konnten, von ihnen anzunehmen.

Auf eine besondere Auszeichnung machte sie bei ihren vieljährigen Verdiensten um das Haus keine Ansprüche; sie wollte es absichtlich nur zu sehr vergessen, daß die erwachsenen Kinder unter ihrer Hand groß geworden seyen. Es freute Barbara herzlich, wenn sie hörte, daß es ihnen wohl gehe; aber sie war fast zu schüchtern, nach dem zu fragen, was man ihr nicht von selbst sagte. Ihre vieljährigen, durch so manche beschwerliche Arbeiten und Nachtwachen geleisteten Dienste, rechnete sie nach dem Tode der Eltern den Kindern so wenig an, daß sie bei den hinterlassenen Kindern, bei welchen sie noch 13 Jahre blieb, nie genug in ihrem Dienste thun zu können glaubte, und sich bei abnehmenden Kräften manchmal nur deßwegen den Tod zu wünschen schien, um bei ihrer mindern Brauchbarkeit nicht zur Last zu fallen, so wenig sie auch Ursache hatte, dieß zu befürchten. Ja sie wäre sogar im Stande gewesen, für ihren wohlverdienten Unterhalt in den letzten Jahren ihres Lebens, selbst noch von dem, was sie sich durch eine wahrhaft schöne, weise Sparsamkeit erworben hatte, aufzuopfern, wenn man fähig gewesen wäre, so etwas von ihr anzunehmen. End-

lich hatte ihre Sanftmuth einen doppelten Werth, weil sie mit einem natürlichen Hange zur Empfindlichkeit zu kämpfen hatte, den sie aber auch durch die Fertigkeit in der Kunst, Alles zum Besten zu kehren, standhaft besiegte. Ihre letzten Kräfte widmete sie der unermüdeten Pflege einer seit mehreren Jahren kranken Tochter des Hauses, in welchem sie, nach wiederholten Vorboten des Todes, im 44sten Jahre ihres Dienstes an ihrem 74sten Geburtstage ein stilles und wenig gekanntes, aber gewiß segenvolles Leben in dem Herrn endigte. Freuet euch, daß eure Namen geschrieben sind im Himmel. Luk. 10, 20.

O welch ein Vorzug ist doch dieß,
Wer wissen kann: Es steht gewiß
Mein Name dort geschrieben,
Wo Gott und Jesus Christus thront,
Wo aller Freuden Fülle wohnt.
Was kann den noch betrüben?
In heitern Tagen und in Schmerz
Stärkt er damit sein gläubig Herz,
Und freut sich seiner Würde.

Suche in einem christlichen Hause zu dienen.

Im Dienste Anderer sein Brod verdienen müssen, scheint zwar hart und beschwerlich zu seyn; aber

dieser Zustand wird nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm, wenn der Dienstbote das Glück hat, bei einer Herrschaft in Dienste treten zu können, welche christlich denkt und christlich handelt. Eine solche Herrschaft schätzt auch den geringen Diener als ein Ebenbild Gottes, als einen durch Jesus Christus Miterlösten und einen Miterben des himmlischen Reiches, und behandelt ihn daher mit Güte und Liebe.

Liebe Dienstboten! nicht vom Eigennutze lasset euch leiten, wenn ihr einen Dienst suchet; glücklich in Gott leben ist mehr, als Geld und Gut. Ziehet immer einen Dienst vor, wo die Herrschaft christlich gesinnt ist. Was nützt es euch, wenn ihr viel gewinnet, aber an Seele und Leib Schaden nehmet? So gesinnt war Helena Söhner, welche das Glück hatte, in einem Hause zu dienen, wo man ihr immer mit christlicher Liebe begegnete. Sie hatte zwar hier gute Tage, aber sie durfte doch nicht thun, was sie wollte, und alles verlangen, was sie wünschte. Sie mußte in allen billigen Dingen gehorchen, und ihren Willen dem Willen der Herrschaft unterwerfen. Allein die Frau des Hauses, unter deren Aufsicht sie besonders stand, befahl ihr mit Sanftmuth und Güte, nur das, was sie vernünftig von einer Magd fordern konnte, und ließ sie nie hart fühlen, daß sie die Frau, welche zu befehlen habe, Helena aber nur die Magd sey, die gehorchen müsse.

Da Helena nicht frei von Fehlern, und als eine junge Person noch unüberlegend und unerfahren

war, so bedurfte sie auch noch mancher Zurechtweisung. Es geschah dieses jedoch allezeit auf eine Art, wobei sie zwar ernstlich belehrt, aber nicht mit gemeinen Schimpfworten überhäuft wurde. Die gute Frau suchte sie nur zu bessern, aber nicht zu kränken und herabzusetzen.

Als Helena einmal die Nachricht erhielt, daß ihre Mutter gefährlich krank sey, und sie darüber sehr traurig und betrübt war, und vor Traurigkeit und Betrübniß in Gefahr kam, selbst zu erkranken, so tröstete ihre Dienstfrau sie auf alle mögliche Weise, gab ihr die Erlaubniß, ihre kranke Mutter, die mehrere Stunden weit entfernt war, zu besuchen, und bezahlte sogar für sie die Reisekosten.

Helena kam von ihrer Reise kränkelnd zurück, und wurde sogar bettlägerig. Die Krankheit schien anhaltend zu werden. Sie wurde aber deßwegen nicht aus dem Hause gethan, und in das öffentliche Krankenspital geschickt, wie es Herrschaften thun, welche keine christliche Liebe zu ihren Dienern in sich fühlen. Helenens Herrschaft behielt sie vielmehr bei sich, trug alle Sorge für sie, pflegte sie mit aller Treue, und miethete eine eigene Person, welche ihre Dienste einstweilen zu verrichten hatte. Auch die Kosten der Apotheke und des Arztes bestritt die Herrschaft, ohne etwas von ihrem Lohne zurückzubehalten.

Hatte Helena aus Unvorsichtigkeit ein Geschirr oder anderes Hausgeräth zerbrochen, oder ging sonst

ein kleiner Schaden durch sie der Herrschaft zu, so durfte sie ihn zwar nicht ersetzen und gutmachen, aber eine wohlmeinende Warnung mußte sie anhören, wobei sie zu größerer Achtsamkeit und Ueberlegung aufgemuntert und angewiesen wurde.

Besonders wachsam und sogar strenge war die Herrschaft darin, daß Helena alle Sonn- und Feiertage entweder den vormittägigen oder nachmittägigen Gottesdienst besuchte. Hiezu wurde sie durch das Beispiel ihrer Herrschaft aufgemuntert, indem diese selbst keinen Sonn- oder Feiertag vorübergehen ließ, ohne einer Predigt, einer heil. Messe oder christlichen Lehre beizuwohnen. Nie gestattete es ihr die Herrschaft, daß sie sich ein Stück Kleid beischaffe, das über ihren Stand war, und Schnitt und Stoff des Kleides durfte nicht so beschaffen seyn, daß man glauben konnte, sie wäre die Frau und nicht die Magd des Hauses. Auch wurde es ihr nie erlaubt, Wirthshäuser, Schauspiele und Lustgärten zu besuchen, noch weniger nächtlichen Trinkgelagen und Tänzen beizuwohnen. Wie viele arme Dienstboten haben hier ihren Untergang schon gefunden! —

So war die christliche Herrschaft für das zeitliche Wohl und ewige Heil der Helena eifrig besorgt, und trachtete aus christlicher Liebe, die Ehre und Unschuld, die Gesundheit und das Vermögen ihrer Dienerin zu erhalten. So geht es bei einer christlichen Herrschaft. Darum sehet zu, wie ihr vor-

sichtig wandelt, nicht als Thoren, sondern als Weise. Eph. 5, 15.

Vorsichtig hier zu wandeln
Und weislich stets zu handeln,
Herr, stärke mich dein Geist!
Die Zeiten auszukaufen,
Weil sie so schnell verlaufen,
Das ist's, was wahre Weisheit heißt.

Halte fest an Gott und thue Gutes im Glauben.

Auch in den Schwachen ist Gott mächtig, und wirket manchmal viel Gutes durch sie, wenn sie ihn herzlich lieben, fest an ihm halten, und treu im Glauben sind. Dies beweist folgende Geschichte, die sich in einer Zeit zutrug, in welcher das Christenthum noch nicht so ausgebreitet war, wie jetzt.

In Iberien, einem Lande zwischen dem schwarzen Meere und dem Gebirge Kaukasus, welches jetzt unter dem Namen Gurgistan, einen Theil von Georgien ausmacht, lebte eine Magd. Sie war in der Sklaverei, die ihr aber, durch das sanfte Joch Jesu Christi leicht wurde. Fleißig und treu in ihrem Stande zog sie durch Lauterkeit des Wandels, durch sanften stillen Sinn, durch ihr ganzes gottseliges

Betragen die Augen ihrer Herrschaft und deren Bekannten auf sich. Sie fastete viel und durchwachte manche Nacht im Gebete. Als man sie deßwegen um die Ursache fragte, antwortete sie: „ich thue dies aus Liebe zu Christus, meinem Gott.“

Es war damals Landessitte, daß Mütter, die ein krankes Kind hatten, es umhertrugen, um Rath einzuholen, wie es zu heilen sey. Eine solche, die lange umsonst ihr sieches Kind von Haus zu Haus getragen hatte, kam auch zu der armen Magd, und befragte sie: „Ich weiß kein menschliches Heilmittel für dein Kind, antwortete diese; aber Jesus Christus, den ich anbete, kann auch solche, an deren Genesung man schon verzweifelt ist, wieder herstellen, und ich glaube, daß er dein Kind gesund machen werde.“ Darauf nahm sie das kranke Kind, legte es auf die härene Decke, die ihr zum Lager diente, betete mit Innbrunst, und gab es gesund der Mutter.

Das Gerücht dieser ausserordentlichen Heilung verbreitete sich schnell, und gelangte zu den Ohren der Königin des Landes, welche auch große Schmerzen litt. Sie verlangte, daß man ihr die fremde Sklavin zuführen möchte; da aber diese aus Bedenklichkeit der Demuth und der Zucht, in den königlichen Pallast zu gehen sich scheute, begab die Königin sich zu ihr, ließ sich von ihr auf die härene Decke legen, und jene über sie beten. Sogleich erhielt sie die Gesundheit wieder. Froh bot sie der armen Retterin Gold und Gewänder an, alles was sie nur be-

gehren möchte; jene aber schlug jedes Geschenk aus, und verwies die Dankbarkeit der Königin an den, der durch sie, ein schwaches Werkzeug, ihr die Gesundheit geschenkt hatte, an den, welcher Herr sey über Leben und Tod; in dessen Lehre die Königin unterrichten zu dürfen, sey ihr einziges Begehren.

Die Königin, deren Herz von Dankbarkeit gerührt war, ließ sich gerne von Jesus Christus erzählen, dessen Kraft sie an sich selbst empfunden hatte, dessen Gnade sie an der armen Sklavin erkannte. Sie ward gläubig.

Der König staunte, als er seine Gemahlin so plötzlich genesen sah, und befahl, man solle der Magd reiche Geschenke bringen. Die Königin aber sagte zu ihm, daß diese Person nach allem solchen nichts frage, nur einen Wunsch habe, daß er und sie hinfort Jesus Christus anbeten möchten, der ihr die Gesundheit wieder geschenkt habe.

So sehr auch den König die Gesundheit seiner Gemahlin freute, weigerte er sich doch dieser Zumuthung, obgleich die Königin ihre Bitte oft wiederholte.

Eines Tages, als er mit seinem Gefolge sich an der Jagd belustigte, umzog sich plötzlich der Himmel; die Dunkelheit war so groß, daß keiner den andern erkannte, und der König fand sich allein im Walde, von allen verlassen. Da kam ihm der Gedanke, sich an Gott zu wenden, von dem die christliche, fromme Magd der Königin erzählt, durch dessen Anrufung sie die Königin geheilt hatte. Er gelobte Ihm, wenn Er ihm aus dieser gefahrvollen Verlegenheit helfen würde,

seinen Göttern zu entsagen, und Ihn anzubeten. Im Innersten des Herzens that er das sprachlose Gelübde, und kaum hatte er es gethan, so ward auf einmal der Himmel wieder heiter, er kehrte heim, und erzählte der Königin was geschehen sey. Man ließ die christliche Magd rufen, und dieser erklärte er, daß er hinfort Jesus Christus anbeten möchte, und befragte sie um die Weise, wie man ihm dienen solle.

Ohne Zweifel gab der Geist Gottes ihr, was sie sagte, in den Mund; sie redete Worte des Heils. Der König verbreitete selbst die Wunder, welche Gott an ihm und der Königin gethan; die Königin und die christl. Magd unterrichteten die Frauen in der heiligen Lehre. Es ward sogleich Hand an den Bau einer Kirche gelegt; auf den Rath der Magd ordnete der König Gesandte an Konstantin, mit der Bitte ihm Priester zu senden. Der Kaiser nahm sie freundlich und froh auf, und sie reisten heim, begleitet von einem frommen und weisen Bischof, welchen Priester begleiteten. Das Reich Gottes verbreitete sich schnell, ganz Iberien huldigte dem Sohne Gottes.

So ist Gott auch in dem Schwachen mächtig, und wählet oft ein unscheinbares Werkzeug, um durch dasselbe seinen Namen zu verherrlichen. Hier war es eine stille fromme Magd. Möchtet ihr, liebe Dienstboten! erkennen, daß auch euch Gott der Herr oft wählet, um Gutes in Familien durch euch zu verbreiten. Verkündiget laut und ungescheut Jesus euren Heiland, so gut ihr es vermöget; gebet ein schönes Beispiel der Liebe und Anhänglichkeit an ihn, durch

ein stilles, frommes und gottesfürchtiges Leben; erbauet alle durch euren Wandel — mehr sey euch dieß, als großer Lohn und Geschenke. Haltet euch an den, den ihr nicht sehet, als sähet ihr ihn. Hebr. 11, 27.

Du bist's, der Herzen an sich zieht,
Obgleich mein Aug' dich hier nicht sieht,
Sohn Gottes, Freund der Deinen!
Auf dich verläßt mein Glaube sich,
Hält sich zu Dir, als säh er Dich,
Bis du einst wirst erscheinen.

Habe Gott immerdar vor Augen.

Wie gut wäre es, wenn Jeder Dienstbote sich diese Worte tief einprägen würde — unzähliges Elend wäre dann weniger. Wer Gott verläßt, den verläßt er auch; wer aber sich erinnert, daß sein Auge Alles sieht, und seine Hand Alles offenbaret, wird sein Heil finden.

Es lebte einst bei einer ansehnlichen Stadt vor dem Thore ein Gärtner, der äußerlich ehrlich schien, mit den Seinigen fleißig arbeitete, und sich Gärten, Aecker und Wiesen ankaufte, daß Niemand begreifen konnte, woher der Mann alles bekomme. Er ging fleißig in die Kirche. Aber dieser scheinfromme Mann war doch — ein Bösewicht und ein Dieb. Alles, was er hatte, stahl er sich durch Felddieberey zusam-

men; des Nachts ging er in die Gärten und Felder der Nachbarn.

Schon viele Jahre hatte er dies Handwerk getrieben, und es war keine Kunst, dabei reich zu werden. Doch —

Es ist nichts so klein gesponnen,
Es kommt doch an die Sonnen;

heißt das Sprichwort, und an diesem Manne ging es in Erfüllung. Alles wurde verrathen. Er mußte seine Leute dazu brauchen. Diese schwiegen, weil sie einen bedeutenden Theil des Raubes erhielten. So machte er auch seine Dienstboten seiner Vergehungen theilhaftig.

Ein junger Mensch kam zu ihm in die Lehre; diesen wollte er nun auch zu seinen Felddiebereyen abrichten. Allein, in der Seele des Jungen lebte das Wort seines Pfarrers, welches dieser ihm beim Abschiede gesagt hatte: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest.“ Nebst dem sagte dieser noch: Laß dich zu keiner Sünde, auch zu keinem Diebstahl verführen, wenn es auch noch so heimlich wäre, es kommt doch alles an den Tag.

Dies Wort ängstigte den guten Jungen so sehr, besonders, da er etlichemal bei einigen Diebereyen seyn mußte, daß er den ganzen Handel und die Abscheulichkeit seines Dienstherrn bekannt machte. Dieser wurde nach Verdienst sehr strenge gestraft.

Liebe Dienstboten! wie leicht könnet ihr in ähnliche Verhältnisse kommen! folget dem Beispiele dieses Jungen, und habet Gott immer vor Augen und im Herzen. Höret nicht die lockenden Vorspieglungen großen Gewinnes; der Ungerechtigkeiten Lohn ist Verderben. Mag auch das Laster eine Zeit lang verborgen und ungestraft bleiben, Gott bringt doch alles an das Licht.

Herr, vor dem nichts verborgen heißt,
Du weißt auch, wie mein Herz und Geist
Dich redlich wünscht zu lieben.
Verschmäh' die schwache Liebe nicht,
Stärk' sie durch deines Wortes Licht!
Mich täglich drin zu üben,
Sey bis zum letzten Augenblick
Mein Tagwerk, Ehre und mein Glück.

Edle Anhänglichkeit an die Dienstherrschaft.

Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß sehr viele Dienstboten nur des Brodes wegen ihre Dienste verrichten, aber nicht aus Liebe zu ihrem Berufe. Sie lieben ihre Herrschaft nicht, weil ihr Beruf ihnen drückend vorkommt, bleiben bei jener nur so lange es ihr gut geht, schlägt aber die Stunde der Leiden und Prüfung, so verlassen sie die Unglücklichen.

Der gute Dienstbote handelt nicht so. Er hat

seinen Beruf lieb, und betrachtet sich als ein Mitglied der Familie, der er dient; die Herrschaft aber als seine Eltern, Wohlthäter und Freunde. Sein Herz hängt fest an ihr, weil Gottes heilige Vorsehung sie mit ihm in Verwandschaft setzte, und nicht nur in den Tagen des Glückes, sondern auch in den Tagen des Mißgeschickes läßt er, wie das liebende Kind vom Vater oder Wohlthäter, der treue Freund vom Freunde, nie von ihr.

Es ist wahrhaft rührend, solche Züge aus dem Leben edler Dienstboten zu lesen, die in Freude und Leid fest und unveränderlich an ihrer Herrschaft hingen. Es sind liebliche Bilder, liebe Dienstboten! die ich euch jetzt vor die Seele führen will.

1.

Van der Neos, ein holländischer Officier, und Betty, seine Gemahlin, hatten zwei Dienstboten, welche durch eine edle Anhänglichkeit an ihre Herrschaft sich auszeichneten. Sie hießen Wilhelm und Anne. Ersterer war Bedienter bei Van der Neos, und letztere Kammermädchen bei dessen Gattin. Ihre bereitwillige Unverdrossenheit, ihre Aufmerksamkeit und Treue war in der That musterhaft. Wilhelm begleitete seinen Herrn in den Krieg; er theilte nicht nur alle Strapazen und Mühseligkeiten, alle Sorgen der bittersten Entbehrungen mit ihm; sondern war auch unermüdet darauf bedacht, seinem Herrn jede mögliche Erleichterung zu verschaffen.

Als Betty während der Abwesenheit ihres Gemahls erkrankte, wich Anna weder Tag noch Nacht von ihrem Bette, widmete ihr in edler Selbstvergessenheit alle ihre Kräfte, und pflegte ihre Herrschaft auch selbst noch da, als Betty von einem ansteckenden Fieber ergriffen war. Anna verschaffte endlich der Unglücklichen nach ihrer Wiedergenesung Gelegenheit ihrem Gatten nachzufolgen, und stand ihr bei Ausführung dieses Vorhabens in den größten Gefahren und Mühseligkeiten unermüdet, treu, klug und theilnehmend zur Seite. Endlich wurde van der Neos und seine Gemahlin gefangen. Aber Wilhelm und Anne machten es nicht, wie böse Dienstboten; nein sie liebten ihre Herrschaft zu sehr, und trennten sich in der Noth nicht von ihr, der sie jetzt doppelt nützlich und werth wurden. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher Liebe und sinnreicher Ergebenheit beide edle Dienstboten die sehr bittere Lage ihrer gefangenen Herrschaft nicht nur theilten, sondern auch auf alle nur erdenkliche Weise zu erleichtern wußten. Sie sprachen ihr Muth ein, wenn er zu wanken anfing; sie beteten inbrünstig für sie, und empfahlen sie dem Schutze und der Gnade des Allmächtigen. Sie sangen frohe Lieder, um den Unmuth von der Stirne der Herrschaft zu verbannen; sie entbehrten zum Vortheile ihrer Herrschaft; sie baten die befehlenden Offiziers um Nachsicht und Schonung und dies mit einer solchen Herzlichkeit und Liebe, daß man sie erhören mußte. Ihre edle Anhänglichkeit wurde aber auch belohnt. Der goldene Friede trat ein, und nach diesem bekam der

nun wieder frei gewordene van der Neos eine sehr einträgliche Anstellung, und Wilhelm und Anne wurden freie Besitzer eines Landgutes, welches ihre Herrschaft zum Lohne ihrer Anhänglichkeit ihnen schenkte. So findet Liebe wieder Liebe.

2.

Wenn ehedem ein Großer von Rußland gefangen gesetzt, oder nach dem kalten Sibirien verbannt wurde, so traf dasselbe Schicksal seine Sekretärs, sein Gesinde und alles, was zu ihm gehörte. Sah man also den Fall oder die Verurtheilung eines Großen vorher, so war er nicht selten sich bald in seinem Hause allein überlassen.

Als der russische Minister, Graf v. Osterman, nach Sibirien wandern mußte, traf das nämliche Schicksal auch seinen Sekretär Emme. Dieser letztere hatte seinem Bedienten Feodor einige Aufträge auf dem Lande gegeben, gerade da er zur Verbannung verurtheilt wurde.

Mit Erstaunen sah der Bediente bei seiner Rückkunft den Osterman'schen Pallast öde und menschenleer; er schimpfte und fluchte im Eifer auf seinen unbesonnenen Herrn, daß er abreisen konnte, ohne ihm den Ort seines Aufenthalts anzuzeigen, und entschloß sich ihn aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde er auch seyn möchte. Sogleich ging er nach dem Senate, und fragte einen guten Bekannten nach Emme, seinem Herrn; „Dein Herr, antwortete man ihm, wird bald in Sibirien seyn.“

Wie, rief Feodor, er ist so gottesvergessen, mich im Stiche zu lassen, ohne mir ein Wort zu sagen! Wissen Sie nicht wenigstens, an welchem Orte in Sibirien er ist? Im Pelim, im Gouvernement Tobolsk, war die Antwort. — Gut; versetzte Feodor, so will ich alle meine Habseligkeiten verkaufen, und ihm nachreisen, um ihn tüchtig auszuschelten! So sprach er in seiner Gutherzigkeit. Der Senator lachte, und versuchte es, ihn durch allerlei Gründe zufrieden zu stellen, die ihn aber nur noch mehr aufbrachten. „Nein, nein, ich muß ihm den Kopf waschen" — war alles, was man aus ihm herausbringen konnte. Er verkaufte wirklich seine Sachen, reiste mit einer Summe Geldes ab, ist so glücklich, nach unzähligen Mühseligkeiten, das rauhe Sibirien zu erreichen, und seinen Herrn zu treffen, dem er die bittersten Vorwürfe machte. Es war vergebens, daß Emme ihm vorstellte, man müßte sich der Nothwendigkeit unterwerfen, die Zeit sey zu kurz, die Verwirrung zu groß gewesen, und dergl. Da Feodor keine Entschuldigung gelten lassen wollte, so fragte ihn sein Herr endlich: „Du bist nun in Sibirien, was willst du aber hier anfangen?" — „Schöne Frage, bei Ihnen bleiben und Ihnen dienen." — Ich danke dir für deinen guten Willen und deine Mühe, lieber Feodor! aber ich habe zu meinen täglichen Ausgaben nur sehr wenig." — „Das darf Ihnen keine Sorge machen; ich bin nicht ohne Geld gekommen, und will Ihnen damit aushelfen, wenn Sie keines haben; ohnehin wird man

Sie zurückrufen, wenn Sie es am wenigsten vermuthen.“

Einige Tage nachher hatte Emme ein Kleid nöthig. Lassen Sie nur mich machen, sagte Feodor, der es merkte; ich will den Schneider kommen lassen. Wie er das Kleid bezahlte, versicherte er seinen Herrn, daß weder Kleidung noch Unterhalt, noch sonst etwas ihm in der Folge fehlen sollte; jedoch nur unter der Bedingung, setzte er hinzu, daß Sie einen Contrakt mit mir machen. — „Gerne, erwiderte Emme, und was für einen Contrakt?“ — Da Sie hier nicht lange bleiben werden, versetzte Feodor, und ich mir vorgenommen habe, Sie in meinem Leben nicht zu verlaßen, so müssen Sie mir versprechen, bei Ihrer Rückkehr nach Petersburg mir bei jeder neuen Stelle, die Sie bekommen, 60 Rubel mehr Lohn zu geben.“ Der Contrakt wurde niedergeschrieben, und von beiden Theilen unterzeichnet. Da allmählig Feodors Baarschaft zu Ende ging, und er es seinem Herrn anzeigte, erschrack dieser; allein lachend sagte ihm der Bediente: „Lassen Sie es nur gut seyn; der Tag unserer Befreiung ist nicht mehr ferne.“ Und seine Ahndung betrog ihn nicht, er hatte richtig gesprochen.

Vier Wochen nach diesem Auftritte ließ sich die Kaiserin Elisabeth die Liste oder das Verzeichniß der Verbannten, und derer, die in ihrem Gefolge waren, vorlegen. Sie erstaunte, einen Haufen Sekretärs, Freunde und Dienstboten zu sehen, die mit den Großen des Reiches verbannt waren.

„Was haben denn diese Leute verschuldet?“ fragte die edle Kaiserin. — „Nichts, antwortete man ihr, aber der war jenem ergeben, jener fand sich bei ihm ein, als er arretirt wurde u. s. w.

Sie ließ sogleich einen Befehl zur Befreiung der Unschuldigen ausfertigen. Emme war unter diesen, und erhielt nach seiner Rückkehr allmählig die Stelle eines Assessors und Rathes, eines Vice-Präsidenten des Justiz-Kollegiums von Liefland, Esthland und Finnland, mit dem Titel eines Staatsrathes und Auditors der Garden. Das brachte dem guten Feodor fast tausend Rubel Gehalt ein.

Als Emme hernach mit dem St. Annen-Orden beehrt wurde, verlangte Feodor abermals 60 Rubel; aber sein Herr glaubte, daß sie ihm für dießmal nicht zugehörten, weil ein Orden nur eine Ehrenbezeugung, und kein Amt wäre. Allein Feodor, den keine Gründe überzeugten, drohte zu klagen, wofern er den Vertrag brechen würde. Doch wird die Folge beweisen, daß nicht Eigennutz, sondern ein edler Entschluß ihn hiezu bewog. Emme, mehr gerührt über die Anhänglichkeit seines Bedienten, als erschrocken über dessen Drohung, gab seinem Verlangen nach.

Selten durfte der Herr seinem braven Bedienten etwas befehlen. Meistens wußte dieser durch seine Aufmerksamkeit den Befehlen zuvorzukommen, und jeden Wunsch seines Herrn zu errathen. Nichts glich seiner Wachsamkeit in Ansehung alles desjenigen, was die Gesundheit desselben betraf. Er stand täglich sehr früh auf; dann war sein erstes,

die Temperatur der Luft zu untersuchen; fand er sie zu kalt, oder zu feucht, dann ging er in seines Herrn Schlafzimmer, und sagte: „Iwan Feodorewitsch, bleiben Sie nur im Bette; heute gehen Sie nicht ins Kollegium, das Wetter ist zu schlecht.“ Zuweilen gehorchte Emme; aber wenn dringende Geschäfte ihn auszugehen nöthigten, so mußte er seine ganze Beredsamkeit, und sein ganzes Ansehen gebrauchen, um den treuen Feodor dahin zu vermögen, daß er ihn ausgehen ließ.

Der treue Feodor erkrankte, und nichts schmerzte ihn mehr, als daß er auf die Gesundheit und das Wohl seines Herrn nicht mehr Acht geben konnte. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er einen Notar kommen, und diktirte sein Testament, worin er erklärte, daß, da er keinen Erben und ohnehin sein ganzes Vermögen seinem Herrn zu verdanken hätte, er diesen zum Universal-Erben einsetzte. So erhielt Emme alle die Summen wieder, die er ihm durch jenen Contract bewilliget hatte. Feodor starb, und Emme setzte ihm ein schönes Monument mit der Aufschrift:

Dankbarkeit für Treue.

Den Rest der Erbschaft vertheilte der edle Herr an ausgediente arme Dienstboten. So handelt die Liebe, — so lohnt die Dankbarkeit.

3.

Ein Herr von hohem Stande war durch verschiedene Unglücksfälle, die sein Haus trafen, so in

seinen Vermögensumständen herunter gekommen, daß er sich gezwungen sah, seiner Frau die traurige Lage zu entdecken, in welcher er sich befand. „Meine Theure, — sagte er zu der würdigen Gattin mit dem Muthe, der uns immer nach bestandenen Unglücksfällen zurückbleibt, welche wir uns nicht selbst zugezogen — ich habe mich entblößt von allem, so weit es die Ehre meines Standes nur erlaubt; auch unsere Dienerschaft muß in Zukunft auf 2 Personen beschränkt werden; wir dürfen nichts behalten, als eine Köchin und einen Bedienten. Sie, meine Beste, haben eine Kammerjungfer, der Sie, wie ich weiß, geneigt sind; allein — verzeihen Sie, daß ich dieses Opfer von Ihnen verlange — auch sie muß unser Haus verlassen, denn die Noth fordert es.“ So schmerzhaft diese Nachricht für die Frau Gräfin war, so gab sie doch dem Drange der Umstände nach, und schlug ihrer Kammerjungfer die Trennung von ihrem Hause vor.

„Gnädige Frau, sagte dieses gute Mädchen, Sie wissen, daß ich Fähigkeiten und Kenntnisse in mancherlei weiblichen Arbeiten besitze; diese werden, wenn ich bei Ihnen bleibe, hinlänglich seyn, meine geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich bleibe also wenn Sie es erlauben, wie seither in Diensten, und werde schon so viel zu verdienen wissen, als ich für mich bedarf. In dieser Ihrer Lage ist es mir unmöglich, Sie zu verlassen.“

Das gute Mädchen wiederholte das Gesagte nochmals, und wollte noch mehr sprechen, aber

Thränen erstickten ihre Worte. Auch die Gräfin war tief gerührt, und unterrichtete darauf ihren Gemahl von der vorgefallenen Scene.

Wenige Augenblicke nachher berichtete man ihm, daß die Tafel gedeckt sey. Als er in den Speisesaal tritt, bemerkt er nur 2 Gedecke, und befiehlt, daß ein drittes gebracht werden soll. „Erwarten Sie noch Jemanden?“ fragte ihn seine Gemahlin. „Nein, meine Beste, lassen Sie Ihre Kammerjungfer hereinkommen.“ Diese erscheint endlich; da ergriff der Graf ihre Hand und sagte: „Ihre edlen Gesinnungen, mein liebes Kind, machen Sie zu unseres Gleichen, Ihr zartfühlendes Herz zu unserer Freundin. Sie werden in Zukunft mit uns an einer Tafel speisen.“ — Man wird nicht leicht ein edleres Verfahren von der einen, wie von der andern Seite haben erwarten können. Im Laufe der Zeit wollte die gütige Vorsehung, daß das gräfliche Haus auch wieder zu seinem frühern Glanze gehoben wurde, und das edle Mädchen, das durch seine schöne, nachahmungswürdige Anhänglichkeit die Liebe und Achtung seiner Herrschaft in einem hohen Grade erworben hatte, erhielt auch eine, ihrer würdige, sehr gute Versorgung.

4.

Der ehemalige Direktor Barthelemy in Frankreich, der im Jahre 1795 auf die gewaltsamste Art

seiner Stelle entsetzt, und nach Cayenne, einer wüsten Insel des französischen Guiana in Südamerika, verwiesen wurde, hatte einen Bedienten, der Le Tellier (Letellieh) hieß. Dieser Diener hatte eine Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Herrn, die hohe Bewunderung erregt, und in ihrer Art fast einzig ist. Er stand im Dienste des Herrn Barthelemy, als dieser sehr angesehen und reich war. Die Stunde des Unglückes schlug, — der Herr sollte auf eine waldige, ungesunde Insel in Südamerika auf immer verbannt werden. Alles verließ den Unglücklichen, nur — Le Tellier, sein treuer Diener nicht. In dem Augenblicke, da Barthelemy mit den Gefährten seines Schicksals sollte eingeschifft werden, fand sich auch sein Bedienter ein, und verlangte in das Schiff aufgenommen zu werden. Mit guten Worten wollte man ihn abweisen; es half aber nichts; man gebrauchte Härte; er aber zeigte einen Befehl des Direktoriums vor, nach welchem es ihm auf seine Bitte erlaubt seyn sollte, seinen Herrn zu begleiten.

Der General, der den Zug der Unglücklichen kommandirte, und wenig fähig war, das Edle im Benehmen Le Tellier's zu fühlen, sagte darauf zu ihm: „Du willst also das Schicksal eines Mannes theilen, der auf immer verloren ist? Was ihm auch bevorstehe, so kannst du gewiß seyn, daß er nimmer zurückkehret.

„Mein Entschluß ist gefaßt, antwortete der Bediente; ich schätze mich glücklich, das Mißgeschick eines

guten Herrn theilen zu können." — „So geh' dann mit ihm in das Verderben! versetzte der rauhe General; Soldaten, bewacht diesen Menschen mit eben der Strenge, wie jene Bösewichter."

Le Tellier stürzte sich zu den Füssen seines erschütterten Herrn, der sich selbst in diesem schrecklichen Augenblicke der Trennung vom geliebten Vaterlande überglücklich fühlte, einen solchen Freund an sein Herz drücken zu können. Der edle Bediente verläugnete nie seine Anhänglichkeit und Ergebenheit, so wie seinen Muth für seinen Herrn. Er blieb sein treuer Gefährte, so lange er in Cayenne war, und er trug sehr vieles zu seiner Erleichterung dieser traurigen Verbannung bei.

Barthelemy fand Gelegenheit, nach England zu entfliehen; aber die Umstände der schleunigen Flucht erlaubten ihm nicht, seinen treuen Bedienten mitzunehmen. Mit Thränen sah Le Tellier dem schnell entfliehenden Schiffe nach; er wollte nach Frankreich zurückkehren, aber er sah sein Vaterland — nicht wieder; Schmerz und Hoffnung über Trennung und Wiedersehen seines geliebten Herrn, ergriffen ihn zu sehr — er starb während der Ueberfahrt nach Europa. Aber im bessern Vaterlande wird er Jenen wieder sehen, an dem sein Herz mit edler Treue hieng.

Daher, liebe Dienstboten! wecket den edlen Entschluß, mit Liebe und Anhänglichkeit eurer Herrschaft, wie diese Edlen, zu dienen in Freud und Leid, und seyd nicht von denen, welche weichen

und verdammt werden, sondern von denen, die da bleiben, und die Seele retten. Hebr. 10, 39.

O Christ, sey ja von denen nicht,
Die weichen; treulos ihre Pflicht,
Und Gott und Dienst verlassen!
Nein, bleibe du bei deinem Herrn,
Und hang' ihm an, und dien' ihm gern,
Bis du einst wirst erblassen.
Denk, daß der Lohn für solche Treu'
Der theuren Seele Rettung sey.

Der gutherzige Quackuh.

Eine heilige Pflicht ist es für den Diener, der Herrschaft Wohl immer im Auge zu behalten, nicht als Augendiener, sondern des Herrn willen. Er wartet daher nicht auf Befehle, sondern ist zuvorkommend, nachdenkend über alles, was zum Nutzen der Herrschaft seyn könnte. Und was das gute, kindlich besorgte Herz thut, geht wieder zu der Menschen Herzen, und wird aufgezeichnet im Buche des Lebens. Höret den freundlichen Zug eines guten Herzens, das in keinem Weisen, sondern in einem armen Negersklaven schlug, und so zärtlich zuvorkommend für seinen Herrn sorgte.

Quackuh war ein Negerknabe, den ein europäischer Herr, welcher nach Amerika gereist war, zu seinem Bedienten angenommen hatte. Er ging,

mit dem guten Jungen freundlich und milde um, ließ sich oft mit ihm in Gespräche ein, gab ihm Anlaß zu fragen, und belehrte ihn dann sehr liebreich. Da bekam er dann Gelegenheit, sich zu wundern, wie bald Quackuh etwas begriff; mancher weiße Knabe, dachte er, mag wohl nicht so gut lernen, als dein Schwarzer, und doch hieß es, daß er dumm sey. Quackuh gewann bald seinen Herrn so lieb, daß er sein Leben für ihn gelassen hätte. Alles sah er ihm an seinen Augen an, und richtete es aufs Beste aus, oft ehe es ihm noch geheißen war.

Einst mußte der Herr eine Reise machen, und seinen Quackuh zu Hause lassen. Ehe er abreiste, nahm er so viel Geld zu sich, als er auf seinem Wege nöthig zu haben glaubte; aber als er es unter Wegs noch einmal zählte, fand er ein Goldstück mehr, als er in seinen Beutel gelegt hatte. Wie kam das hinein? Niemand konnte zu seiner Börse kommen als etwa Quackuh. Dieser mußte also darum wissen; er nahm sich deßhalb vor, ihn sogleich nach seiner Zurückkunft hierüber zu fragen.

„Quackuh, sprach er, sobald er ihn wieder sah, bist du bei meiner Börse gewesen?" — Der arme kleine Schwarze erschrack; denn er glaubte, keinen Verdacht von seinem Herrn verdient zu haben, und sonst konnte er sich diese Frage nicht deuten. Der Herr mußte sich näher erklären, und nun erst besann er sich, was er gethan hatte.

„Ach, sagte er, guter Herr! ich sah, wie du Geld einzähltest, um es mitzunehmen, da glaubte ich, daß du dir manche Bequemlichkeit würdest versagen müssen, wenn du nicht mehr nähmest. Ich paßte also auf, bis ich Gelegenheit fand, dir heimlich meine Krone beizulegen.“ Diese Krone machte das ganze Vermögen des guten Quackuh aus, das er aus Liebe und zärtlicher Gutherzigkeit für seinen Herrn aufopferte. Er konnte hiebei nicht einmal darauf rechnen, daß es sein Herr bemerken würde, sondern war mit dem Gedanken zufrieden, zu dessen Wohlseyn etwas beigetragen zu haben.

Wie manchen gebildeten Europäer mag dieser Neger beschämen, wie manchen Dienstboten, der entweder nur dann Gutes thut, wenn er sieht, daß man es bemerkt, und nicht im Beifall seines Herzens und in dem Bewußtseyn, recht und gut gehandelt zu haben, sondern nur in eirlen Lobeserhebungen seinen Lohn sucht, — oder aber sein Erspartes durch Eitelkeit vergeudet, und sich den Himmel nicht damit erkauft. Darum thut Gutes mit redlichem Herzen, wenn auch gering die Gabe ist; freundlich sieht Gottes Vaterauge darauf, und zeichnet sie in das Buch des Lebens.

Verdienst, das still, wie Gott, das Gute thut,
Aus wahrer Liebe, nicht zum Scheine:
Das etwa zu sich selbst nur saget: das war gut!
Das ist das edle, selt'ne, das ich meine.

Seyd treu im Geringen und Großen.

Eine der vorzüglichsten Pflichten eines Dienstboten ist die Treue. Wer gewissenhaft mit dem umgeht, was ihm anvertraut ist, der ist treu. Und wie viel ist den Dienstboten anvertraut! Hab und Gut, Kinder, oft das leibliche Wohl der Herrschaft, und manches nicht nur ihren Händen, sondern auch ihrem redlichen Herzen; vertrauend übergiebt man ihnen all' dieses, und man erwartet mit Recht, daß sie das ihnen geschenkte Vertrauen nicht nur nicht mißbrauchen, sondern durch edle Thätigkeit zu ehren suchen. Sehr oft werden sie in Verhältnisse der Familie eingeweiht, und dadurch Vertraute des Hauses. Der gute Dienstbote weiß alles zu ehren, reinen Mund zu halten, wie für sein eignes, so für das Wohl der Herrschaft zu sorgen, und selbst mit Aufopferungen Alles zu versuchen, zu thun, was der Ehre, dem Nutzen, dem Fortkommen und dem Wohle der Herrschaft zuträglich seyn kann. Die wahre Treue hält Alles zu Rath, was ihrer Besorgung anvertraut ist, und ist um so thätiger, je größer die Noth ist. Sie ist mit der feinen Klugheit verbunden, die sich sorgfältig nach Zeit und Umständen richtet, Geschäfte gehörig eintheilet, die Arbeiten so in einander fügt, und auf einander folgen läßt, daß immer Eines dem Andern die Hand bietet, erleichtert und unterstützt. Treue und Klugheit vollenden erst das Bild des rechtschaffenen und durch-

aus brauchbaren, lohneswerthen Dieners, von welchem Jesus bei Matthäus 24, 45. und folgende — redet.

Was der Treue einen hohen Werth giebt, ist ein durchaus redlicher Sinn, ein Herz ohne Falsch, das es in allen Dingen mit seiner Herrschaft gut meint. Dieser redliche Sinn äußert sich in einer gleichsam kindlichen Anhänglichkeit an sie und die Familie; in einer herzlichen Theilnahme an Allem, was sie in ihrem Kreise, unter den Ihrigen Gutes und Böses, Frohes und Trauriges sich ereignet; in jener empfehlenden Art, Alles, so viel möglich, zum Besten auszulegen; in einer ungezwungenen Freundlichkeit, womit der gute Diener sein Betragen würzet; in jener zarten Sorgfalt, Alles zu verhüten, was einen widrigen Eindruck machen könnte; in jener edlen Einfalt, die sich gerne in den Schranken ihres Berufes hält; — in einer arbeitenden, nie ermüdenden Sorge, die kein Opfer scheut, das Wohl der Familie zu erhalten, sie zu retten, einer Sorge, die — selbst das Leben willig opfert für der Herrschaft Wohl.

Eine Reihe schöner Bilder der Treue will ich euch, liebe Dienstboten! erzählen, und vor die Seele führen. Möchtet ihr doch in eurem Herzen zur ernsten Nachahmung jener schönen Tugend euch hingezogen fühlen, und eben so edel handeln!

1.

Dem treuen Diener ist seiner Herrschaft Wohl über alles theuer, und nie läßt er sich, auch nicht durch Drohung und Gewaltthätigkeit, bewegen, gegen den Willen und das Wohl der Herrschaft zu handeln.

Ruyter war ein Matrose, der von einem Kaufmann den Auftrag erhielt, eine große Menge Tuch auf einer Messe in einer Hafenstadt des marokkanischen Reiches feil zu bieten. Nachdem er daselbst angelangt war, und seine Waaren zur Schau ausgelegt hatte, nahm der Verkehr bald guten Fortgang. Nach einigen Tagen erschien der Commandant der Hafenstadt selbst, und nahm Ruyter's Waaren in Augenschein. Ihm gefiel ein Stück sehr feines Tuch, und er fragte nach dem Preise desselben. Ruyter bezeichnete ihn; aber der Commandant erklärte, daß die Hälfte hinreichend sey, und daß er es dafür kaufen wollte. Auf Ruyters Vorstellung, wie es ihm nicht möglich sey, diese ausgezeichnet gute Waare dafür wegzugeben, befahl der Befehlshaber nunmehr dem Ruyter, ihm das Tuch für den angebotenen Preis zu verkaufen; dieser aber erklärte mit großer Ruhe, das Tuch sey nicht sein, sondern seines Herrn Eigenthum, er müsse dessen Befehle beim Verkauf ausführen, werde auch nicht das Geringste von seiner Forderung ablassen. Zornglühend gab der Befehlshaber Ruytern zu bedenken, daß er an diesem Orte in fremder Gewalt sey, und daß auf

einen Wink von ihm nicht nur seine Waare, sondern seine Freiheit und sein Leben verloren sey; aber Ruyter blieb unerschüttert. Der Befehlshaber entfernte sich, nachdem er Ruytern nochmals gerathen hatte, sich zu bedenken; die andern fremden Kaufleute baten ihn, den Zorn des Commandanten doch nicht weiter zu reizen; aber er blieb ganz ruhig bei der Erklärung: „Er kenne die Pflichten gegen seinen Herrn, und werde das thun, was er ihm schuldig sey.“

Der Commandant kehrte zurück, und begehrte sogleich das Tuch um den gebotenen Preis. Ruyter erklärte demselben, daß er bereit sey, Gefangenschaft und Elend zu erdulden, von der seinem Herrn angelobten Treue könne er nicht ablassen; das Tuch erhalte der Befehlshaber nicht um einen Heller wohlfeiler, als der geforderte Preis besage. Bei dieser Meinung blieb er. Da wurde der Befehlshaber gerührt; er bewunderte die seltene Treue und Standhaftigkeit Ruyters, und stellte ihn seinem Gefolge zum Beispiele auf. Dann befahl er, die geforderte Summe unverkürzt an ihn auszuzahlen und fügte hinzu: „Ich will mir von diesem Tuche ein Gewand machen lassen, welches ich zum Andenken an den ehrlichsten Mann tragen will, den ich bisher gefunden. Handle ruhig fort, Christ! und kehre glücklich heim zu deinem Herrn, den ich um einen so treuen und standhaften Diener beneide.“ Ruyter zeichnete sich immer durch Treue aus, erwarb sich

große Achtung, und stieg vom Matrosen bis zum holländischen Admiral.

2.

Glänzende Lockungen, Versprechungen und Bestechungen vermögen nicht, den treuen Diener zu bewegen, etwas zu thun, was gegen das Wohl seiner Herrschaft seyn könnte.

In dem großen Schauspielhause zu Moskau kam einst Feuer aus, und griff, da fast alles von Holz gebaut war, mit unglaublicher Schnelligkeit um sich. Jeder suchte in schleuniger Flucht sein Leben zu retten. Ein herrschaftlicher Kutscher stand mit seinem Wagen auf dem Platze vor dem brennenden Schauspielhause, das Gedränge war fürchterlich, und alles verwirrt. Da kam Jemand, und bot ihm auf der Stelle 1000 Rubel an, um nur schleunig aus diesem gräulichen Gedränge zu kommen. Aber der treue edle Diener sagte: „Nicht um 10,000, bis meine Herrschaft gerettet ist!“ —

Halte daher, was du hast, damit dir Niemand die Krone raube. Offenb. 3, 11.

Halte, was du hast, o Seele!
Daß dich kein Verlust einst quäle,
Treue, Glauben, dulde fort!
Nur der Treue wird zum Lohne
Eine schöne Gnadenkrone
Aus des Richters Händen dort.

3.

Oft läßt der Allmächtige harte Stunden und Prüfungen über Herrschaften kommen; verlassen stehen sie da, nicht selten durch ihren Stand gehindert, selbst ihr Brod zu verdienen, und der bittersten Armuth, allem Elende preisgegeben. Da sendet Jener, der Wunden schlägt, und sie wieder heilet, Engel des Trostes und der Rettung — in edlen Dienstboten, welche aus Liebe und Treue für ihre Herrschaft alles thun, wagen, arbeiten, mühen, um sie zu retten aus der Noth und dem Elende. Es ist gewiß sehr rührend, solche Züge edler Treue und Aufopferung, großer Selbstverläugnung, hohen Muthes, großer Klugheit und Ausdauer in Gefahr, zu lesen; gewiß ein kräftiger Ruf an alle Dienstboten, in ähnlichen Lagen eben so die Retter ihrer Herrschaft zu werden.

Zu Marseille lebte ein wohlhabender Kaufmann, Namens Martinierre (Martinier), der eine brave Frau und zwei gute Kinder, Jean und Adele hatte. Sie lebten sehr glücklich, und hatten besonders eine alte Magd, Nicolette, sehr lieb; denn dieser lagen die guten Kinder ganz vorzüglich am Herzen, und zudem war sie eine Freundin der Ordnung und Reinlichkeit. War eines der Kinder krank, so wich sie nicht vom Bette desselben, und hatte keine Ruhe Tag und Nacht, bis dasselbe völlig hergestellt war. So wurde diese alte Dienerin der Familie immer theurer.

Jene Tage der furchtbaren Revolution brachen los, in welchen das Volk sich gegen die königliche Fa-

milie empörte, und jeden, der diese verehrte, schonungslos und schrecklich mordete. Mörderbanden zogen umher, plünderten und mordeten. Jeder Gute und Wohlhabende zitterte und floh. Alle Gefängnisse waren mit unglücklichen Schlachtopfern angefüllt.

Martinierre sah vorher, daß auch ihn, als gut und ehrlich Gesinnten, Unglück und Tod treffen könnte. Er stellte seine Handlungsgeschäfte ein, und wollte aus Frankreich fliehen, wozu er schon im Geheim alle Anstalten getroffen hatte. Die Nacht zur Flucht war herangerückt, der Wagen bereitet, und Martinierre und seine Frau verkleidet als Bauern, als mit einmal einige fürchterliche Stimmen riefen: „Aufgemacht, damit wir den Verräther vor's Gericht schleppen können, der durch Flucht sein Vaterland verlassen und zu den Feinden gehen will.“ —

Alles erbleichte, nur Nicolette nicht. Sie warf sich ihrer Herrschaft zu Füßen, bat und beschwor sie, geschwind durch die Hinterthür zu entfliehen, und gelobte durch heilige Schwüre, auch für die Kinder zu sorgen. Nach hartem Kampfe der Eltern flohen diese endlich. Die Bösewichter tobten immer fürchterlicher. Nicolette befahl dem kleinen Jean, der 9 Jahre alt war, mit einem Strick sie an einen Pfosten zu binden, und dann ins Bette zu gehen. Die übrigen Diener waren entflohen. Die Mörder hatten unterdeß die Thüre erbrochen, ihre Wuth war fürchterlich, als sie niemanden, als Nicolette fanden.

„Kommt ihr, meine Befreier, meine Retter! rief diese mit verstelltem Weinen; sehet, so ließ für

treu geleistete Dienste mich die Herrschaft zurück, weil sie befürchtete, ich möchte den Freunden des Vaterlandes ihre schändliche Flucht verrathen. Sie sind über alle Berge, und haben noch die Grausamkeit, mir ihre Kinder aufzubürden, die sie an der Flucht gehindert hätten.«

Sind sie fort, sagte einer der Bösewichter, nun, so sollen ihre Kinder büßen.

„Bindet mich los, entgegnete Nicolette, ich habe Schmerzen an den Händen. Dies geschah; sodann sagte Nicolette, daß ihre Herrschaft schon seit 2 Stunden entflohen, und wahrscheinlich dem Hafen zugeeilt sey. Das war aber nicht richtig, sondern Nicolette gab gerade die entgegengesetzte Richtung an, um ihre Herrschaft desto sicherer zu retten. Sie müßten also, fuhr sie fort, sehr eilen, indem sonst das Schiff unter Segel gehen, und sie mit ihren Reichthümern forteilen würden.

Nach dem Hafen, nach dem Hafen! rief jetzt die wilde Rotte, und stürzte fort. Da fiel Nicolette mit den Kindern auf die Kniee, dankte vnd betete, der liebe Gott wolle ihr doch vergeben, daß sie in diesem entsetzlichen Augenblicke sich einer Unwahrheit bedient hätte, um die Herrschaft und ihre Kinder zu retten.

„Du weißt, o Gott, sagte sie, daß ich nicht anders konnte, und wenn je eine Lüge vor deinem Throne Verzeihung findet, so findet sie diese, kannst du sie mir aber nicht vergeben, o so laß alle Strafe allein auf mein Haupt fallen, und schone dieser unschuldigen Kin-

der!" — So betete die gewissenhafte, treue, liebevolle Dienerin.

Sie suchte nun Schutz und fand ihn bei einer Freundin, der Fruchthändlerin, Frau Rainal. Aber sie dachte noch weiter nach, die armen Kinder den Mördern zu entreissen, und nachdem sie ihre Kräfte wieder gesammelt, ging sie am andern Morgen vor das Revolutions-Gericht, und erklärte den finstern, bösen Richtern, daß sie für die Schande und Beleidigung ihrer Herrschaft an den Kindern sich rächen wolle. Sie bitte nämlich, daß man ihr erlauben möchte, einen Fruchthandel anzufangen, bei welchem Geschäfte sie sich der kleinen Kinder als Sklaven bedienen wolle. Das wäre dann die schönste Rache für sie, wenn die Kinder der hochmüthigen Herrschaft jetzt für sie arbeiten und sklavisch leben müßten, wie sie selbst einst für diese. Dies werde auch den verrätherischen Eltern am wehesten thun, ihre Kinder zu Sklaven ihrer ehemaligen Dienerin erniedrigt zu sehen. Alles dies sagte sie mit einem so festen Tone, daß keiner der Richter etwas ahnete, sondern auf allen Gesichtern sich höhnische Freude malte. Man gab ihr nun eine Sicherheits-Karte und sie fing ihren Fruchthandel an, wobei sie in Gegenwart fremder Menschen, sehr hart gegen die armen Kleinen schien, aber in vertrauten Stunden sie recht herzte und ihnen Gutes nach Kräften that.

Nicolette hielt jedoch sich selbst und die Kinder noch nicht für ganz frei, und dachte auf Mittel und Wege, zu entfliehen. Sie erbat sich einen

Vorschuß von Frau Rainal, und als die mildere Jahrszeit erschien, sanfte Winde wehten, und die Sonne wieder freundlich Fluren und Gärten anlächelte, da nahm sie die wenigen ersparten Thaler, die Frau Rainal ihr großmüthig gab; die treuen Freundinnen schieden, noch einmal blickte sie nach der geliebten Vaterstadt, und setzte mit den Kindern die mühsame Wanderung fort.

Sie erreichten glücklich die Gränze Frankreichs, und die Sicherheits-Karte leistete ihnen gute Dienste. Mitleidige Seelen erquickten sie oft unentgeldlich; denn es war rührend, die alte treue Dienerin mit den 2 kleinen Kindern wandern zu sehen. Jean klagte nie, aber dagegen war Adele so weit gekommen, daß sie nicht mehr gehen konnte. Nicolette sprach ihnen Muth ein, der ihr selbst oft zu sinken begann, da sie mit nichts mehr sich und die Kinder ernähren konnte, als mit wenigem Brode, welches ihr das Mitleid reichte. Oft trug die selbst wankende alte Dienerin die schwache Adele auf den Schultern, und hoffte, bald das Ziel ihrer Wanderung und Leiden zu erreichen. Ueberall fragte sie nach ausgewanderten Franzosen, hörte, daß da und dort solche wären, zog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und hört nichts von Martinierre. Endlich gelangte sie nach dem schönen Hamburg. Aber wo in dieser großen Stadt Herrn Martinierre finden? Ihr Schicksal rührte einen edlen, wackern Prediger, welcher in einem öffentlichen Blatte die Eltern aufforderte, sich bei ihm, ihrer Kinder we-

gen, zu melden, während er die Armen vor Mangel mit ächt christlichem Sinne schützte. Nicolette legte einen Laden von Backwerk an, durch Vorschuß des Predigers, und ernährte auf diese Weise sich und die Kinder fast ein ganzes Jahr.

An einem Morgen stürzte Martinierre zur Thüre herein. Wo sind meine Kinder? rief er. Ohne Sprache, zitternd stand die treue Nicolette auf, und Thränen strömten über ihre Wangen, Thränen der höchsten Freude.

„Gott sey ewig gepriesen, sagte sie, — die Kinder leben und sind gesund.“ Martinierre weinte, reichte Nicoletten die Hand, und lange vermochte keines ein Wort zu sprechen, denn stumm ist die größte Freude.

Nicolette bereitete nun die Kinder auf ihre Eltern vor, und — keine Feder vermag zu beschreiben den seligen Augenblick des Wiedersehens. Auch Martinierres Frau wurde vorbereitet, und diese drückte die treue Dienerin in ihre Arme, und sprach:

„Du, du treue gute Seele, hast meinen Kindern, und durch sie mir zum zweitenmale das Leben geschenkt — wie kann, wie soll ich dir danken?“

„O Madame, entgegnete Nicolette bescheiden, beschämen Sie mich nicht durch ihren Dank für eine Handlung, die natürlich ist und keinen verdient; so mußte ich handeln, da sie mir immer Gutes thaten. Gott sey gedankt, der mir Kraft gab, Gutes zu thun.“

Beide Theile erzählten nun die Geschichte ihres bisherigen Lebens seit der Trennung.

Nicolette lebte nun bis in ihr höchstes Alter froh und zufrieden im Hause des Herrn Martinierre, geehrt und geliebt von allen. Jean und Adele nannten sie nur ihre gute Mutter Nicolette. Allgemein wurde sie, ihrer außerordentlichen Treue wegen, sehr geschätzt; und als einen Beweis der Achtung empfing sie von einem Vereine in Hamburg, der wahres Verdienst ehrt und belohnt, zur Anerkennung ihrer Treue, Sorgfalt und Redlichlichkeit, so wie ihrer langjährigen Dienste in einem Hause die große goldene Verdienst-Medaille, die ihr auf eine feierliche und ehrenvolle Weise überreicht ward. Als sie endlich in ein besseres Leben überging, drückten die dankbaren Kinder ihr die Augen zu. Martinierre ließ ihr auf der Stelle, wo die Edle der ewigen Vergeltung entgegen schlummerte, ein Denkmal errichten, worauf die Worte standen:

„Hier ruht in Gott Nicolette, die während ihres
„Lebens ein Müster jeder schönen Tugend war, und
„sich durch eine seltene Treue gegen ihre Herrschaft
„durch wahren Heldenmuth in Gefahr auszeich-
„nete."

Gute Nicolette! dort, im bessern Vaterlande wird der Allvergelter dir, der edlen, treuen, klugen und muthigen Dienerin voll Liebe, die Krone der Vergeltung gereicht haben!

4.

Der König von England, Jakob II., war gezwungen, sein Reich zu verlassen. Er flüchtete sich nach Frankreich, und Ludwig XIV. gab ihm eine Freistätte in Saint-Germain. Eine Menge treuer Unterthanen begleiteten ihn, und ließen sich in Saint-Germain nieder.

Frau von Varonne (Waronn) war aus einer dieser irländischen Familien, früher sehr glücklich und wohlhabend, als Wittwe aber ohne Beschützer, ohne Verwandte. Zwei Jahre lang bat sie um einen Ruhegehalt; endlich wurde sie förmlich abgewiesen. In dieser Zeit hatte sie ihr Silberzeug und einige Hausgeräthe verkauft, um leben zu können; nun hatte sie keine Hilfsquelle mehr, und fand sich in einem Alter von 50 Jahren, bei zerrütteter Gesundheit ohne Stütze, ohne Hoffnung, von allem entblößt, in das tiefste Elend versetzt.

In dieser Noth wendete sie sich an den Spender alles Trostes und aller Gnade, warf sich auf die Knie, betete vertrauungsvoll zu Gott, und fühlte Ruhe in ihrer Seele. Sie betete noch, als Ambros, ihr Bedienter, in ihr Zimmer trat. Er war 40 Jahre alt, und seit 20 Jahren im Dienste der Frau von Varonne. Er konnte weder lesen noch schreiben, war oft auffahrend, mürrisch; sein immer finsteres Gesicht machte einen Dienst oft unangenehm. Aber er war pünktich, sein Wandel untadelhaft, seine Treue unerschüt-

terlich. Unter einem rauhen Aeußeren verbarg er die gefühlvollste, edelste Seele.

Frau von Varonne mußte in ihrer Lage alle Diener, eine Köchin, eine Magd und Ambros verabschieden. Wie schon gesagt, trat Ambros ins Zimmer, als Frau von Varonne sagte: „Höret, Ambros, ihr müßt der Köchin und Magd sagen, daß ich ihrer Dienste nicht mehr bedarf; auch ihr, guter Ambros, müßt eine andere Herrschaft suchen.“

„Eine andere Herrschaft? erwiederte Ambros, — nein! ich werde in Ihrem Dienste sterben. Gnädige Frau, ich werde Sie nicht verlassen, was auch kommen mag.“

Frau von Varonne stellte ihm ihre harte, unglückliche Lage vor; aber Ambros ließ sich nicht überreden, sondern sagte: „Sie sollen nicht darben, nicht leiden, gnädige Frau, ich kann arbeiten.“ Frau von Varonne dankte ihm für seine treue Anhänglichkeit, bat ihn mit thränenden Augen nur eine Gefälligkeit ihr noch zu erweisen, nämlich ein kleines Zimmer im 4ten Stocke ihr zu miethen, wo sie mit weiblichen Arbeiten sich zu ernähren suchen werde. Ambros sank ihr zu Füßen, versicherte sie seiner ewigen Treue, erinnerte sie, was sie ihm seit 20 Jahren erwiesen, und sprach: „Oft habe ich Ihre Güte, Ihre Geduld mißbraucht; ach, verzeihen Sie mir alle Fehler; seyn Sie versichert, ich werde sie wieder gut zu machen suchen — und weinend verließ der treue Diener das Zimmer.

Gerührt durch diese Treue war das Herz der Frau von Baronne. Nach einiger Zeit kam Ambros mit einem ledernen Beutel, legte ihn auf das Kamin, und sagte: „Gott sey Dank, und Ihnen und meinem seligen Herrn! in diesem Beutel sind 30 Louisd'or; das Geld kommt von Ihnen, gehört Ihnen.“ Fr. von Baronne fand vor Erstaunen keine Worte. „Ambros, dein zwanzigjähriges Ersparniß.“ — — Doch Ambros bat sie herzlich, diese kleine Summe anzunehmen, und da sie nicht weit ausreichen werde, sagte er, werde er arbeiten bei einem Landsmann, Nikolt mit Namen, da er ein geübter Kupferschmid sey, und in müßigen Stunden dies Handwerk oft betrieben habe. Wirklich ging er am Morgen an die Arbeit. Unvermögend ihre Empfindungen auszudrücken, blickte Fr. von Baronne gen Himmel und antwortete nur durch Thränen.

Ambros miethete ein kleines, aber freundliches Zimmer, und führte Fr. von Baronne hinein. Er orgte sogar, daß sie noch eine Dienerin, ein armes Mädchen, erhielt, der aber Fr. von Baronne nur den Tisch geben durfte. Wer konnte die Gefühle beschreiben, die Fr. von Baronnes Seele bewegten!

Ambrosens Betragen erfüllte sie mit Bewunderung und Erkenntlichkeit; er verband Zartgefühl mit Muth und Selbstaufopferung. Abends erschien er wieder, bat Fr. v. Baronne, der kleinen Magd Susanne ein Geschäft außer dem Zimmer zu geben, zog dann ein Papier mit 20 Sous (Suhs) aus der Tasche, und legte es auf den Tisch. Hier, sagte er,

ist mein Taglohn — holte Susanne, wünschte Fr. von Baronne eine gute Nacht und entfernte sich.

So brachte der edle treue Ambros mehrere Monate lang seiner unglücklichen Gebieterin den täglichen Erwerb seines Fleißes. Eines Abends erschien er aber nicht. — Fr. von Baronne war sehr unruhig; denn Ambros war seit mehreren Tagen sehr bleich gewesen; sie schlief die ganze Nacht nicht, und ihre Sorge nahm zu, als am Morgen Nikolts kleine Tochter ihr meldete, Ambros sey sehr krank. Mit eiligen Schritten ging sie zu der Wohnung des Kupferschmids, und kam, auf einer Leiter, in eine kleine düstere Speicherkammer, in welcher man kaum aufrecht stehen konnte. Hier lag der treue Ambros, in einem ärmlichen Bette, besinnungslos und bleich, wie der Tod. „Gott, o Gott! hier ist die schnellste ärztliche Hülfe nöthig!“ rief Frau von Baronne. Nikolts Tochter ging, und kam bald mit einem Arzte wieder zurück. Dieser erklärte Ambrosens Krankheit für eine, aus übergroßer] Anstrengung erfolgte gänzliche Abspannung aller Kräfte. „Kein Wunder, rief der Kupferschmid Nikolt, er arbeitete täglich für 2 tüchtige Gesellen.“ Fr. von Baronne seufzte schmerzlich und pflegte den Kranken mit unermüdeter Sorgfalt. Nach 14 Tagen erklärte der Arzt Ambrosen außer Gefahr, und bat Fr. von Baronne, sich nun zu schonen, und einige Zeit sich der Ruhe zu überlassen. Von der anhaltenden Anstrengung ermattet, aber voll unaussprechlicher Freude über das gerettete Leben ihres Wohlthäters, kehrte Fr. von Baronne in

ihre Wohnung zurück. Am folgenden Morgen besuchte sie der Arzt. Er hatte ihr so viele Theilnahme bewiesen, sie fühlte sich ihm so verpflichtet für seine emsige Bemühung' um Ambros, daß sie ihm ihre unglückliche Lebensgeschichte erzählte. Drei Tage nach dieser Mittheilung mußte der Arzt, der nur einige Zeit in Saint-Germain war, nach Paris zurück.

Die Lage der Frau von Varonne war aber jetzt sehr bedrängt; alles Geld, das sie hatte, wurde in den letzten 14 Tagen ausgegeben; kaum hatte sie noch so viel, um einige Tage leben zu können; bis dahin aber konnte Ambros noch nicht wieder arbeiten, und Frau von Varonne schauderte bei dem Gedanken, daß Ambros aus Noth jetzt schon wieder arbeiten müsse. Sie machte sich bittere Vorwürfe, die Unterstützung des großmüthigen Ambros angenommen zu haben. „Gott allein, sagte sie, vermag diese heilige Schuld zu tilgen, er nur kann eine so erhabene Tugend würdig belohnen;" und Gott ließ wirklich den Lichtstrahl der Gnade und des Lohnes leuchten.

Eines Abends kam Susanne außer Athem ins Zimmer der Frau von Varonne, und sagte, daß eine sehr schöne Dame die gnädige Frau zu sprechen wünsche. Frau von Varonne konnte dies nicht begreifen, und glaubte, es müsse hier irgend ein Irrthum obwalten. Da klopft es leise an der Thüre, und es trat wirklich eine schöne Dame herein, die sich der Frau von Varonne schüchtern und gerührt nä-

herte. Frau von Varonne winkte Susanne, sich zu entfernen. Als sie allein waren, nahm die fremde Dame das Wort, und sagte: „Es freut mich innig, gnädige Frau, Ihnen ankündigen zu können, daß der König endlich von Ihrer Lage unterrichtet und seine Güte ihn bewogen habe, die Ungerechtigkeit des Glückes gegen Sie wieder gut zu machen.“ — „O Ambros!“ — — — rief Frau von Varonne, indem sie die gefalteten Hände mit dem Ausdruck der Freude und des lebhaftesten Dankes gen Himmel hob. Die fremde Dame konnte sich der Thränen nicht enthalten, faßte Frau von Varonne zärtlich bei der Hand und sagte: „Kommen Sie in die neue Wohnung, die für Sie bereitet ist!“ Frau von Varonne bat die Dame um Erlaubniß, nur ein Wort einem gewissen Wohlthäter sagen zu dürfen. Die Dame bewilligte dies und sagte, sie wollte vorangehen in Frau von Varonne's Wohnung. Ihr Wagen warte unten auf sie. Mit schwankenden Tritten ging Frau von Varonne hinunter, und fand einen eigenen Wagen und Bedienten. Ihr Erstaunen, als der Bediente nach ihren Befehlen fragte, war sehr groß, und sie bat ihn sehr höflich und mit zitternder Stimme, den Weg nach dem Hause des Kupferschmids Nikolt zu nehmen. Sie langt daselbst an mit klopfendem Herzen, und sieht — Ambros im Arbeitskleide, den kaum wiedergenesenen Ambros, der trotz seiner Schwäche wieder zu arbeiten versuchte. Mit Entzücken rief sie: „Guter Ambros! kommt, verlaßt eure Arbeit, folgt mir;

euer Schicksal hat sich geändert; kommt, zögert nicht!“ Ambros ist voll Erstaunen, bittet vergebens um Erklärung, um Zeit, sonntägliche Kleider anzuziehen; aber Frau von Varonne hört ihn nicht, nimmt seinen Arm, zieht ihn hinaus, nöthigt ihn, in den Wagen zu sitzen, und fort geht es in die neue Wohnung.

Unterwegs erzählte ihm die gnädige Frau das ganze Verhältniß. Sie kommen an, steigen aus, und finden in einem Saale die fremde Dame. „Hier sagte diese, ist, was der König mich würdigte, Ihnen zuzustellen; es ist das Dekret einer Pension von 10 Tausend Franken, und er läßt ihnen die Freiheit, die Hälfte dieser Pension noch einer Person zuzusichern, die Sie die Güte haben werden, zu bezeichnen.“ — Gott, welche Wohlthat! rief Frau von Varonne. Hier, gnädige Frau! hier ist die Person, hier der edle, tugendhafte Mann, der des Schutzes und der Gnade seines Königs wahrhaft würdig ist!“ Da nahm Ambrosens Verlegenheit sehr zu, der sich bisher hinter seiner Gebieterin verborgen gehalten hatte; beschämt trat er einige Schritte zurück, und trotz dem Uebermaaß seiner Freude empfand er doch eine peinliche Verlegenheit bei dem großen, unerwarteten Lobe. — So benimmt sich Bescheidenheit und Demuth! Auch war es ihm unangenehm, vor dieser Dame in seiner ledernen Schürze, seiner beschmutzten Weste zu erscheinen, und er wünschte seine sonntäglichen Kleider angezogen zu

haben. Die fremde Dame näherte sich und sprach: „Ambros, bleibt, entzieht mir euern Anblick nicht!“ — „Mein Gott! erwiederte Ambros, indem er die Blicke senkte, und sein Käppchen zwischen den Fingern herumdrehte, ich habe nichts gethan, worüber man erstaunen könnte.“ Aber Frau von Baronne erzählte nun Alles, und die Dame hob innig bewegt die Augen gen Himmel und sagte: „Nachdem ich so viele Undankbare gesehen, genieße ich endlich die Wonne, zwei wahrhaft edle, gefühlvolle, und erkenntliche Herzen zu entdecken. Leben Sie wohl, gnädige Frau! dieses Haus mit allen Geräthen gehört Ihnen, und sie können jeden Augenblick das erste Quartal Ihrer Pension beziehen.“ Frau von Baronne warf sich der scheidenden Frau zu Füßen, diese aber hob sie auf, umarmte sie zärtlich und entfernte sich. Es trat nun herein — der Arzt, welchem Ambros das Leben verdankte. Er war es, der sich der unglücklichen Baronne annahm, er erzählte der fremden Dame, die eine sehr angesehene Frau von Versailles war, ihre unglückliche Geschichte, und diese verwendete sich bei dem Könige. Nun wurde das Abendessen eingenommen, bei welchem der Arzt blieb. Frau von Baronne lud Ambros ein, Platz zu nehmen an ihrer Seite; aber dieser weigerte sich, indem er behauptete, diese Ehre komme ihm nicht zu. „Wie, rief Frau von Baronne, ist mein Wohlthäter, mein Freund nicht meines gleichen?“ Der bescheidene, großmüthige

Ambros gehorchte. Welch ein glücklicher Abend für diese drei Menschen!

Des andern Morgens richtete Frau von Varonne Ambrosens Zimmer mit eben so viel Geschmack als Sorgfalt ein. Er mußte sich seinem neuen Stande gemäß kleiden. Frau von Varonne theilte ihr ganzes Leben hindurch Alles mit ihm, was sie besaß, und nie empfing oder erblickte sie Geld, ohne sich mit tiefer Rührung an die Zeit zu erinnern, wo der edle, treue, aufopfernde Ambros, ihr seine 20 Sous brachte, und sagte: „Hier ist mein Taglohn!"

Guter Ambros! Du sprichst an alle Dienstboten: suchet euern Lohn in treuer Arbeit, in Aufopferung für der Herrschaft Wohl; ihr findet das herrliche Bewußtseyn edler That in der Brust, die Hochachtung der Guten, das Wohlgefallen Gottes, und einst — unvergänglichen Lohn im Himmel!

5.

Im Jahre 1765 vermiethete sich bei dem Pelzhändler Mignon (Minjon) zu Paris in der Straße St. Honore ein Mädchen, Namens La Blonde, als Köchin. Ein Zeugniß ihrer Treue und Rechtschaffenheit ist schon die Reihe von 19 Jahren, die sie bei ihrer Herrschaft diente. Im Jahre 1784 war Herr Mignon genöthigt, Bankerott zu machen, und gerieth in bittere Armuth. Die treue La Blonde verließ ihren Herrn nicht, sondern diente ihm nun ohne Lohn. Bald starb auch der Mann, und hinterließ eine junge Wittwe mit 3 Kindern ohne Brod. Die gute La

Blonde blieb noch immer bei der unglücklichen Wittwe, ernährte dieselbe, und gab nach und nach ihren ersparten Lohn von 350 Thalern her. Als dieses Kapital aufgezehrt war, hatte sie nichts mehr als jährliche 50 Reichsthaler Zinsen, die sie von ihrem Erbtheil erhob, und auch diese theilte sie mit der Wittwe.

Ein solches Beispiel edelmüthiger Treue konnte nicht unbekannt bleiben; viele Herrschaften trugen der edelmüthigen Dienerin vortheilhafte Stellen an; sie schlug sie aber immer aus, mit dem Bedeuten, wer sich dann der unglücklichen Familie annehmen wollte, wenn sie dieselbe verließe? Endlich stürzte das Uebermaaß des Kummers und der Sorgen Madame Mignon in eine Krankheit. La Blonde, deren jährliche 50 Reichsthaler Zinsen in dem theuren Paris kaum auf einige Monate reichten, verkaufte ihre besten Kleidungsstücke und andere Sachen von Werth, und als auch diese aufgezehrt waren, vermiethete sie sich die Nächte über bei Patienten als Wärterin. Mit Anbruch jeden Morgens ging sie wieder zu ihrer Gebieterin, gab ihr das verdiente Geld, brachte den Tag über am Bette derselben zu, und arbeitete für sie. Am 28. April 1787 starb Madame Mignon, und La Blonde übernahm nun bei den armen Waisen ganz Mutterstelle. Vergebens machte ihr die Obrigkeit den Antrag, die Kinder in das Hospital aufzunehmen. Die edle La Blonde lehnte diese Wohlthat ab, indem sie sagte: „So lange ich lebe, sollen die armen Waisen an mir eine Mutter haben.“ Schon machte sie Anstalt mit ihren geliebten Pflegekindern nach ihrem Geburtsorte

Rüel zu reisen, weil sie dort von ihren jährlichen Zinsen wohlfeiler als in Paris, leben konnte, als ein Menschenfreund, der Zuckerbäcker Charpentier, die edle Pflegemutter sammt den Kindern aufnahm. Dieses große Beispiel von Treue und Edelmuth erfuhr ein Vorsteher des Parlaments, welcher der französischen Akademie sogleich Nachricht davon gab.

Da diese Akademie jährlich einen Preis von 300 Thalern für eine edle Handlung austheilte, so wurde diese Belohnung am 25. August 1787 in ihrer Versammlung einstimmig der guten edlen La Blonde zuerkannt. Eines der Mitglieder schlug zugleich eine Sammlung zum Besten der Waisen vor, welche zugegen waren, und vor Freuden weinten, als sie ihre Wohlthäterin preisen hörten. Die Sammlung betrug 33 Louisd'or. Ein anderer rechtschaffener Mann erbot sich, die Kapitale der Dienerin und Kinder mit 10 Prozenten zu verzinsen, welches Anerbieten mit dankbarer Freude angenommen wurde. Nichts fehlte der Feyer des Festes, als die Gegenwart der La Blonde, welche durch einen Zufall zu kommen verhindert wurde. Doch feyerte ihr vortreffliches Herz im Bewußtseyn ihres hohen Edelmuthes ein hohes Fest, dessen Wonne ihr der Belohner alles Guten beim Eintritte in die Ewigkeit tausendfach erhöht haben möge.

Was sind doch alle Freuden dieser Erde gegen ein solches edles Bewußtseyn?

6.

Ein alter Ritter des heiligen Ludwigs in Frankreich, der in das äußerste Elend gerathen war und alle Mittel, sich wieder aufzuhelfen, erschöpft sah, erwählte sich Paris zu seinem Zufluchtsorte, als einen Aufenthalt, an dem er seinen Namen, seine Dürftigkeit und seine Noth desto besser vor Jedermann geheim halten zu können hoffte. Er miethete sich auf einem Hausboden ein, auf welchem er zu seiner ganzen Geräthschaft nur einen Bund Stroh, zu seiner Kleidung nur einige elende Lumpen von seiner alten Uniform, und zu seinem Umgange, zu seinem Freunde nur einen alten Bedienten hatte, der ihm seit langer Zeit mehr aus Treue und Anhänglichkeit, als aus Eigennutz ergeben war.

Eines Tages sagte dieser unglückliche Kriegsmann mit Thränen in den Augen zu dem alleinigen Zeugen seines Schmerzes und zu dem einzigen Vertrauten seiner Noth: „Lieber Freund! du siehst mein Elend, und theilest mehr als zu lange mit mir. Der schreckliche und beugende Zustand, in dem ich mich befinde, ist ohne Zweifel eine Strafe des Himmels für mein leichtsinniges und schlechtes Verhalten, für die unbesonnene Verschwendung, für die unüberlegten Ausschweifungen, für einen unmäßigen Aufwand und für eine nichtswürdige Eitelkeit. Ich kann als ein Opfer meines Unverstandes den grausamen Zähnen des Hungers nicht entgehen, und der Tod ist das Ziel meiner Schande und meiner Schmerzen. Die Ehre, du weißt

es, als das einzige Gut, das mir noch übrig ist, gestattet mir nicht, zu jenen Mitteln zu schreiten, die bei vielen Leuten üblich sind, mich der Dürftigkeit zu entreißen. Sie sind in diesem Stücke glücklicher als ich; aber ich will lieber sterben, als mich zu der geringsten Niederträchtigkeit herablassen! Die Ehre ist, wenn sie mit dem Tode ins Handgemenge kommt, einem Leben vorzuziehen, das meiner Lebensart und meinem Stande nicht zusteht. Geh, lieber Freund, und entferne dich auf immer von dem unglücklichsten aller Menschen! Sieh dich nach glücklichern Diensten um. Ich werde es noch immer zu bedauern haben, daß ich deine Dienste nicht habe belohnen können. Geh, verlaß deinen unglücklichen Herrn! Möchte ich doch so sterben, daß es kein Mensch in der Welt erführe, und ich nur den Himmel zum Zeugen meiner letzten Stunde hätte!« —

»Ach mein lieber Herr! rief der treue Diener aus, indem er zugleich bitterlich weinte, und jenem zu Füßen fiel, halten Sie mich für so niederträchtig, daß ich Sie in der Noth sollte verlassen können, da ich doch in ihrem vorigen Wohlergehen so viele Wohlthaten von Ihnen empfangen habe? Nein, ich werde Sie durchaus nicht verlassen. Mein Fleiß, mein Eifer, und meine unverbrüchliche Ergebenheit werden mir Mittel an die Hand geben, uns in unserer gemeinschaftlichen Dürftigkeit zu helfen.«

Wer könnte hier die Bewunderung und Wehmuth des niedergeschlagenen Herrn schildern? Er umarmte seinen treuen, großmüthigen Bedienten lieb-

reich, und sagte zu ihm: „Der Himmel hat noch nicht alle Pfeile seiner Ungnade an mir erschöpft. Möchte er dich doch für so edle Gesinnungen belohnen!“ Der Bediente nahm hierauf voller Freude und Vertrauen seine Zuflucht zu den Mitteln, die ihm sein Eifer und seine edle Zuneigung eingab. Er brachte täglich, was er an öffentlichen Allmosen empfangen hatte, und war nie vergnügter, als wenn er seinem lieben Herrn ein Glas Wein kaufen konnte. „Lassen Sie uns die Vorsehung preisen, sagte er beim Eintritte, sie ist uns heute günstig gewesen.“ Er suchte dabei durch die Erzählung des Seltsamsten, was er gehört hatte, den kummervollen und schmerzhaften Zustand seines Herrn zu mildern. Aber an einem Tage — einem unglücklichen! — wurde dieser tugendhafte Diener von der Polizei in Verhaft genommen. Seine Stärke, seine guten Gesundheitsumstände verursachten, daß man ihn für einen von den müssigen Leuten ansah, die sich allerhand Lastern ergeben, und dem Staate und der Gesellschaft zur Last fallen. Man brachte ihn zum Generallieutnant der Polizey. Dieser verhörte ihn. Der Bediente antwortete ihm, ohne ausser Fassung zu kommen, mit der männlichen und edlen Dreistigkeit, die nur ein ganz ruhiges Gewissen einflößen kann. Er bat sich von ihm zur Gnade aus, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, und ihn insgeheim zu verhören, indem er ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken hätte. Der Generallieutenant gab die Einwilligung dazu.

„Ich zweifle nicht, sagte hierauf der edle Bediente zu ihm, Sie werden mich in Schutz nehmen, wenn ich Ihnen von dem Beweggrunde meines Verhaltens werde Bericht erstattet haben.“

Er gab ihm hierauf von allem Nachricht, was zwischen seinem Herrn und ihm vorging, und bat, zur Versicherung seiner Aufrichtigkeit, Jemanden zu seinem Herrn zu senden, dessen Wohnung er anzeigte. Man schickte sogleich einen Unteroffizier ab, welcher in der That den Offizier auf einem Bund Stroh liegend fand. „Was machen Sie hier, mein Herr! fragte der Unteroffizier. — „Meine traurigen Umstände und der grausame Zustand, in den ich mich versetzt sehe, erklären Ihnen die Ursache meines Elends und meiner äußersten Noth hinlänglich. Aber, setzte er mit Bestürzung hinzu, wollen Sie mir vielleicht ein neues Unglück ankünden? Mein treuer Diener — ach, wenn ich bitten darf, reden Sie, geben Sie mir von seinem Schicksale Nachricht.“ — „Ihr Bedienter, erwiederte der Soldat, befindet sich in Sicherheit. Er wird aufs längste bis in einer Stunde wieder bei Ihnen seyn, und ich will nur durch Ihr Zeugniß hinter die Wahrheit der geschehenen Dinge kommen, die er bei seinem Verhöre ausgesagt hat. Seyen Sie ruhig mein Herr; dieser treue Bediente wird Ihnen in kurzer Zeit wieder zugesendet werden.“ Der Unteroffizier erstattete hierauf dem Polizeilieutenant von allem Bericht. Dieser letztere redete mit dem Könige hievon, und der wohlthätige Monarch ließ

nicht nur dem Offizier, sondern auch dem tugendhaften Diener einen Gnadengehalt anweisen.

Liebe Dienstboten! was sind das für liebliche Bilder edler Treue und Anhänglichkeit! welche Liebe und Selbstaufopferung, welches Zartgefühl in armen Dienern! Ja, diese haben in ihrem Berufe Gutes gethan in Liebe; sie erkannten die Würde ihres Berufes, die Stütze der Leidenden, die Hülfe der Unglücklichen, die Freunde und Retter der Verlassenen zu werden, und nie wanket ihre Treue. Gehet hin und thut desgleichen! harret, wie diese Edlen, aus, bis zum Ende, und Gott wird unverwelklichen Lohn euch reichen. Denn wer beharret bis zum Ende der wird selig werden. Math. 24, 13.

O Gott! so hilf auch mir beharren bis ans Ende,
Damit ich selig werden mag!
Daß sich mein Herz voll Treu' zu den Verlaßnen wende,
So wecke Du mich jeden Tag,
Und stärke Herr, aus deinem Wort
Durch deinen Geist mich immerfort.
Der Herrschaft Wohl weih' ich mein Leben,
Bleib' treu, dann folgt der volle Lohn; —
Dort wird dem Treuen vor dem Thron
Gott ew'ge Seligkeiten geben.

Uneigennützige Treue.

Der Arbeiter ist seines Lohnes würdig. Jeder Dienstbote hat diesen rechtlich zu fordern, und die Herrschaft wird ihn gern abreichen, — wenn sie es vermag. Doch dies ist nicht immer der Fall; Familien verarmen und bedürfen dennoch des Dieners. Gab es wohl solche, die ohne Lohn arbeiteten? — Höret, erstaunet, erfreuet euch dieser edlen Seelen, die mit Treue und Uneigennützigkeit lange Jahre hindurch Andern Dienste leisteten.

1.

Barbara Hardmayer von Winterthur diente bei einer Bürgerswittwe zu Zürich. So lange die Kräfte dieser Frau hinreichten, ernährte sie sich, bei sehr geringem Vermögen, durch verschiedene Handarbeiten und einen kleinen Spezereihandel in einer offenen Bude; aber immer mehr schmälerte sich ihr Verdienst, und bei der Flucht der Russen aus Zürich im Jahre 1799 wurde ihre Bude beraubt, und ihr kleiner Handel litt dadurch großen Abbruch. Die gute alte Frau hatte zu viel Ehrgefühl, um Jemanden um Hilfe anzusprechen, und ihre Reinlichkeit und Sorgfalt unterhielt in ihrem Stübchen die alten Geräthschaften und Kleider in einem Grade von äußerm guten Ansehen, daß die, welche zu ihr kamen, nicht an die verborgene Dürftigkeit denken konnten. Durch einen besondern Zufall wurde diese endlich bekannt.

Seit dem Anfalle der Beraubung lebten beide, die Frau und die Magd Barbara, nur von Suppe, welche Barbara des Morgens, ehe sie in die Bude ging, zum Frühstück und Mittagessen bereitete; die Hälfte genoß dann die alte Frau zu Mittag und Barbara behalf sich über Mittag mit Brod, um ihre Bude nicht zu verlassen, und Abends kochte sie wieder das nämliche dürftige Nachtessen. In der Bude konnte sie aus Mangel an Holz kein Feuer machen. Um aber doch von der Handarbeit nicht abgehalten zu werden, suchte sie in benachbarten Buden Wärme. Einigemal ward sie aus Hunger ohnmächtig, und dennoch eröffnete sie ihre Noth nicht. In einen solchen Zustand fiel sie in einer benachbarten Bude und erlitt eine Verrenkung am Fuße, die sie nöthigte, zu Hause zu bleiben, und sich verpflegen zu lassen. Dieser Umstand zwang die beiden achtungswürdigen Dulderinnen des Mangels, ihren Zustand bekannt zu machen. Zwei und dreißig Jahre lang hatte Barbara der Wittwe ohne Lohn gedient!

Das ist doch gewiß wahre christliche Liebe?

2.

Wahre Treue bewährt sich besonders in bedenklichen Lagen, ist vereint mit Klugheit und Muth, und findet nicht in Geld oder Lob, sondern — in Bewußtseyn einer edlen uneigennützigen Handlung ihren Lohn.

In den unglücklichen Jahren, in welchen die Franzosen Deutschland raubgierig überschwemmten,

Bayerische Staatsbibliothek München

suchte jeder seine beste Habe, besonders Geld und Kostbarkeiten bei der Nachricht ihrer Annäherung in Sicherheit zu bringen. Nicht weit vom Ufer des Rheines, im fruchtbaren, schönen Breisgau lebte zu jener Zeit ein Graf. Ueberall hatte sich der Ruf von einer baldigen Ankunft der Franzosen verbreitet. Daß es aber so schnell geschehen würde, bedachte der Graf nicht, indem er ein stufenweises Vorrücken erwartete. Da veranstaltete er, ahnend die kommenden Tage des verheerenden Krieges, noch ein frohes Mahl auf seinem Schlosse, und lud seine Freunde hiezu ein, nachdem er vorher noch seine kostbarsten Sachen zusammengepackt und fortgeschickt, aber eine Parthie Geld in Rollen, noch bey Handen hatte. Froh saß die Gesellschaft bei Tische, als auf einmal an der Vorderseite des Schlosses eine Rotte Franzosen eindrang.

Schrecken bemächtigte sich Aller. Nicht ein einziger Gedanke fiel dem Grafen ein, wie er sein Geld noch retten könnte. Da kam sein treuer, kluger Diener und Reitknecht, und bat ihn in Eile, ihm das Geld zu geben. Verwundernd sah der Graf ihn an; er hielt es für unmöglich, den Händen der Feinde zu entkommen. „Fassen Sie sich, gnädiger Herr!“ sagte der Reitknecht, „und gehen Sie fest den Franzosen entgegen, das Geld will ich retten.“ — Vertrauend auf die längst erprobte Redlichkeit seines Dieners, gab der Graf die schönen Rollen her, und ging dem Feinde, welcher Miene machte, das Haus zu umzingeln, mit einigen Herren entgegen. Aber der Reitknecht, mit allen Wegen genau bekannt, hatte ein gesattelte Pferd

Bayerische Staatsbibliothek München

bestiegen, in die großen Pistolen-Halftern die Rollen verborgen und entkam mit dem Gelde auf wenig besuchten Wegen glücklich nach der benachbarten Stadt F * * g.

Durch das Entgegenkommen hatte der Graf die Feinde halb gewonnen, und bald zogen sie wieder ab. Wie erstaunte er, als der Reitknecht ihm die schönen Rollen am andern Tage wohlbehalten auf den Tisch legte und die kluge Art der Rettung erzählte! Der Graf bot ihm eine schöne Summe Geldes als Anerkennung seiner Treue an; aber der uneigennützige Reitknecht erwiederte: „Gnädiger Herr! noch zehnmal so viel Rollen als Geschenk würden mich nicht so sehr freuen, als diese auf eine so gute Art für Sie gerettet zu haben. Um Eines aber bitte ich — um ein Glas Wein, um Ihnen Gesundheit und langes Leben, unsern Feinden aber — Unterliegen, nach deutscher Sitte zutrinken zu können.“ — Diesen uneigennützigen Diener hatte jedermann lieb, wegen seines klugen, und dennoch herzlichen offenen Benehmens und bis an sein Ende blieb er in des Grafen Diensten.

3.

Ein Geistlicher in der Schweitz lebte mit 3 ledigen Schwestern auf einem Pfarrsitze zusammen, bis er starb. Dann zogen diese in eine Stadt, wo sie sich als ausgezeichnet geschickte, thätige und verständige Frauenzimmer durch Arbeiten und Erziehung junger Töchter durchbrachten.

Mit ihnen zog Anna Kuhn aus demselben Orte, wo der Geistliche als Pfarrer angestellt gewesen, als ein 20jähriges Mädchen, das viel im Pfarrhause war. Dies Mädchen war die Tochter eines Landschaftsmalers. Von dieser Zeit an blieb Anna bis zum Tode der letzten Schwester, welche im 80sten Jahre ihres thätigen, frommen und musterhaften Lebens, und im 10ten ihrer gänzlichen Blindheit starb.

Die zehn letzten Jahre ihrer Dienstzeit blieb Anna bei der letztern, ihrer Erzieherin, ohne Lohn, den diese nicht mehr erschwingen konnte, da sie ganz ohne Verdienst war, und seit ein paar Jahren von wohlthätigen Personen unterstützt, mühselig sich durchhelfen mußte. Die dürftige Herrschaft that indeß das Möglichste, um ihre treue, uneigennützige Magd nicht unbelohnt zu lassen, indem sie ihr den Rest ihrer Kleider und Mobilien testamentlich zuordnete. „Wenn ich aber auch nichts bekäme" — sagte die wackere, uneigennützige Dienerin, — so würde ich doch zufrieden seyn. Die guten Jungfern gaben mir auch abgelegte Kleider, und lehrten mich Sorge tragen, so daß ich auch etwas habe ersparen können; und wenn ich auch nichts hätte, als den schönen Segen, den die letzte Jungfer über mich so herzlich rührend aussprach, so hätte ich genug, denn diesen Segen wird der liebe Gott gewiß erhören." —

Wer aus reiner Liebe zu Gott den Menschen dient in unverbrüchlicher Treue und edler Uneigennützigkeit,

dem bereitet Gott einen Lohn, den kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und der noch in keines Menschen Herz gekommen ist. I. Korinth. 2, 9.

Schön ist's, uneigennützig, treu zu seyn,
Aus wahrer Lieb' der Herrschaft Wohl sich weih'n!
Nie empfand ein Herz die Freuden,
Und kein Aug hat sie erblickt,
Womit Gott durch Ewigkeiten,
Wer ihn redlich liebt, beglückt.
Großes wartet auf die Frommen,
Nie hat es ein Ohr vernommen.
Unaussprechlich, herrlich ist
Einst ihr Lohn durch Jesus Christ.

Lohn der Treue.

Die allwaltende, weise, göttliche Vorsehung ordnet es nicht selten an, daß schon hier der Treue ihr Lohn zu Theil wird. Zwar gehen bis dahin manche Stürme vorüber, besonders jene des Verkanntwerdens, oder Verfolgung, die für treue Dienste oft Diener auszustehen haben. Aber ein Auge sieht Alles, wenn uns auch Menschen verkennen und verfolgen, Gottes heiliges Auge; und weilt mit Freude auf dem Diener, der in edler Treue den Stürmen des Geschicks trotzet. Der Allbelohner läßt gewiß, früher oder später, die Stunde schlagen, wo Liebe und Treue anerkannt und belohnt wird. Und bis dahin senkt er in die Brust der Treuen das erhebende

tröstende Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben und seiner Pflicht immer treu geblieben zu seyn. Schon dies ist ein herrlicher Lohn, dessen sich Alltagsdiener nicht erfreuen können, die nur des Lohnes wegen dienen, und das Hohe, Edle ihres Berufes, die schöne Pflicht der uneigennützigen, großmüthigen Treue und Anhänglichkeit, nicht erkennen. Fasset also Muth, liebe Dienstboten! seyd treu im Großen wie im Kleinen; Gott wird eure Feinde zu Schanden machen; hier ist dann ein gutes ruhiges Gewissen, dort über den Sternen ewiges Leben euer Lohn.

1.

Der Fürst von ** hatte seinen treuen Diener Conrad zum Cassier und Verwalter der Chatoullen-Gelder erhoben. Conrad war genau und pünktlich in seinem Geschäfte; so daß der Fürst mit ihm zufrieden war; denn seine Dienstführung war immer so, daß er es vor Gott, seinem Gebieter und seinem Gewissen verantworten konnte. Aber durch die Zufriedenheit des Fürsten wurde der Neid Vieler rege gemacht, und der wackere Conrad machte sich viele Feinde, die durch ausgesprengte Gerüchte seinem Rufe schadeten. Es hieß nämlich, er sammle Reichthümer, lege bedeutende Summen in fremde Banken, und kaufe im Auslande Landgüter an. Das Zusammentreffen von mancherlei Umständen reizte endlich auch den Fürsten zur Unzufriedenheit gegen ihn, und er wünschte den alten Conrad auf gute Weise aus

seinem Amte entfernt, und mit angemessenem Einkommen in den Ruhrstand versetzt zu sehen, um einen, wie es schien, mürrischen und wunderlichen alten Mann los zu werden. Da selbst die Schwester des Fürsten gegen Conrad Beschwerden erhob, so befahl er, den alten Diener zur Verantwortung zu ziehen, und untersagte ihm vorläufig die weitere Führung seines Amtes.

Endlich erschien der Tag, an welchem er sich vor seinem Richter stellen mußte. Conrad hatte Rechnungen über die ihm anvertrauten Gelder doppelt geführt. Ein Exemplar derselben lag im geheimen Kabinets-Archive des Fürsten, das andere Exemplar hatte er selbst. Diese Rechnungen brachte Conrad mit, hörte die ihm vorgehaltenen Anklagen ruhig an, und bat zuletzt, die Originale aus dem Kabinets-Archive herbeiholen zu lassen. Als dieses geschehen war, befahl der Fürst Conraden in sein Kabinet zu führen. Hier übergab dieser dem Fürsten Quittungen über beträchtliche Summen, welche er, als frühere Schulden desselben, von den Ersparnissen und Ueberschüssen der Chatoullen-Gelder bezahlt, übergab Rechnungen über bauliche Verbesserungen, die er auf den Privatgütern des Fürsten hatte ausführen lassen, und überreichte ihm den Kauf-Kontract einer sehr angenehmen Besitzung, womit er ihn an seinem Geburtstage hatte überraschen wollen.

Gerührt reichte der Fürst dem alten, treuen, unschuldig verkannten Conrad die Hand, setzte ihn wieder in sein Amt ein, und die Verfolger Conrad's

mußten den ganzen Ernst der Gerechtigkeitsliebe des Fürsten empfinden.

Wandle die Wege der Treue und Gerechtigkeit, und fürchte dich nicht, denn Gott ist mit dir. Esa. 41, 10.

Ist Gott mit mir, was fürcht' ich noch?
Was kümmert mich, was zag' ich noch?
Er gilt mir ja für alles.
Es treffe mich gleich, was da will,
Ich halte seiner Führung still
Verseh' mich keines Falles.

2.

Noch vor kurzem lebte eine Wittwe, die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen, nach dem Tode ihres Mannes das meiste verloren hatte. Nur ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte. Durch den Vermögensverfall eines Mannes, den man für sehr reich und völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig; Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen. Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können; aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrlosten Menschen,

die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hilflos.

In dieser Noth erschien eine geringe Magd die sie bei sich hatte, und die sie nun abschaffen wollte, auf einmal als ihr Schutzengel. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau auch während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar und treu zu bezeigen. „Nein, sagte sie daher auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen, — ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war. Lohn brauche ich nicht; denn ich habe mir von ihrer vormaligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Ausserdem habe ich noch ein kleines Kapital, das ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken, erhält also der liebe Gott mich nur gesund, so will ich schon für uns beide Brod schaffen.

Die arme Wittwe war über diese Erklärung äusserst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an. Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erstere starb. Die Treue dieses guten Mädchens blieb nicht unbelohnt. Kurz vor dem Tode der Wittwe war auch ein reicher Verwandter gestorben, und der Wittwe, als der einzigen

Verwandtin, fiel nun sein ganzes Vermögen zu. Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät; denn sie war schon so schwach, daß sie gleich darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte. Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Glücklicherweise hatte aber der Fürst von dem edelmüthigen, uneigennützigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten. Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihr seyn. Sie erhielt sie, und Alle, welche davon hörten, freuten sich über die Großmuth des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Wie schön ist es, wenn Dienstboten der Verlassenen Stütze sind, Gott ihre Sache übergeben, und mit redlichem Herzen Gutes thun! Er führet am Ende alles herrlich aus.

Dir großer Wunderthäter,
Empfehl ich, was mich drückt.
Dir mächtiger Erretter.
Der alle Hilfe schickt.
Du hast in allen Sachen
Auch deine Hand dabei:
Wohl wirst du's mit mir machen,
Denn du bist gut und treu.

3.

In Paris wurde ein junger Mensch beim Betteln durch die Schaarwache ergriffen. Als man ihn in das Arbeitshaus bringen wollte, wohin alle Landstreicher und Gassenbettler gebracht wurden, bat er, vorher den Polizeilieutenant sprechen zu dürfen. Man führte ihn zu demselben. Diesem entdeckte er nun ganz aufrichtig, daß ihm Unrecht geschähe, wenn er in das Gefängniß gebracht würde, weil er nicht für sich selbst bettelte, sondern für seinen Herrn, der ein armer abgedankter Officier wäre. Er bezeichnete das Haus und die Straße, wo derselbe wohnte. Nach angestellter Untersuchung wurde seine Aussage ganz richtig befunden. Der Polizeylieutenant meldete dem König diesen Vorfall, der durch das traurige Schicksal des Officiers und durch die seltene Treue des Dieners so gerührt wurde, daß er dem ersten einen Gnadengehalt von 1000 Livres (Liver) beilegte, mit dem Befehle, daß dieser Gnadengehalt nach des Officiers Tode auf den Bedienten übergehen solle, der ihm in seiner Dürftigkeit so redlich beigestanden sey.

4.

Maria Willmer war die einzige Tochter einer armen Wittwe, die sich mit ihrer Hände Arbeit mühsam nährte. Die Mutter schickte das schwächliche Mädchen, um doch nur etwas zu verdienen, in die Häuser, um gehacktes Holz zu schichten, und ge-

hörig legen zu helfen. Maria zeigte sich in diesem Geschäfte immer sehr treu, verrichtete alles, wie es ihr zukam, genau und pünktlich, und forderte nie mehr, als gehörig war. Bei einem solchen Betragen erwarb sie sich die Liebe derer, für die sie solche kleine Geschäfte besorgte, man gab ihr oft etwas, ein Stück Brod und Fleisch, zuweilen etwas mehr Lohn, und nahm sie lieber zum Holzlegen, als viele andere ihres Gleichen.

Die Artigkeit und treue Hand
Erwirbt sich Brod im ganzen Land.

Maria wuchs heran; ihre Mutter, eine thätige, fleißige Frau, unterrichtete sie im Stricken, Nähen, und hielt sie auch gehörig zur Schule an. Da starb sie aber schnell, als Maria ins größere Leben trat. Diese war untröstlich; sie bedeckte den Leichnam mit ihren Küssen, und weinte unzählige Thränen, als ein mitleidiger Nachbar sie zu sich ins Haus nahm, um bei ihm als zweites Dienstmädchen zu dienen.

Da war ihr nun wieder wohl. Sie lernte die Launen ihres Hausherrn kennen, seine Härte ertragen, und mit den häuslichen Geschäften sich gehörig abgeben, so, daß nach einem Jahre ihr Herr die größere Magd abdanken, und Marien das Ganze überlassen konnte. Hier beeiferte sie sich, seine Vortheile jederzeit zu befördern, ihn nie, wie sie wohl gekonnt hätte, zu bevortheilen, und lieber sich mit einem wohlverdienten einfachen Kleide zu begnügen, als ihren Herrn zu betrügen. Dies bemerkte ihr

Herr mit Freuden, und weil er, ohngeachtet seiner Härte, dennoch einsichtsvoll war, überging er in seinem letzten Willen, den er niedersetzen ließ, Marien nicht. Sechs Jahre führte sie ihm die oft sehr beschwerliche Haushaltung, duldete und trug viele Bitterkeiten ohne Murren und Eigennutz, und wartete den jetzt sehr schwachen und ungeduldigen Alten freundlich und treu, wie immer, ohne daß sie wußte, daß er in seinem letzten Willen sie bedacht hatte; endlich starb er, Marie fand im Testamente für sich 200 Thaler ausgesetzt. „Dies habe ich kaum verdient, — erwiederte Marie, da man ihr das Erstaunen darüber nicht verhehlte, — auch hat mir ja der Herr immer für meine Dienste den Lohn bezahlt.“

Sie legte ihr Kapital in einem sicheren Hause nieder, und zog wieder in die Dienste eines Verwalters. Als sie auch hier mit der größten Treue mehrere Jahre ihre Geschäfte verrichtet, verheirathete sie sich mit einem wohlhabenden, sehr thätigen Landmanne, der sie sehr liebte, und mit welchem sie auch sehr glücklich und zufrieden lebte.

Wer Gott im Herzen trägt
Und seinen Willen thut,
Die Hand recht fleißig regt,
Sorgt für der Herrschaft Gut:
Geniesset hier der Achtung schon,
Und findet jenseits ew'gen Lohn.

5.

Es lebte eine Wittwe, die von einigen bösen Leuten um all ihr Habe und Gut gebracht wurde. Arbeiten konnte sie nicht mehr, denn sie war zu schwach und zu alt. Es blieb ihr also nichts übrig, als zu betteln.

Sie hatte zwar in einer Stadt einen nahen Vetter, der sehr vermöglich war, und sie wohl hätte ernähren können; aber der Mann war von jenen Menschen, die nicht wissen, wie wehe der Hunger thut, die ein Herz wie Stein haben, und nichts empfinden, wenn es ihrem Nebenmenschen hart ergeht. In dieser großen Noth sagte sie ihrer Magd den Dienst auf, weil sie ihr weder Kost noch Lohn mehr geben konnte. Aber die brave Magd konnte es nicht über das Herz bringen, daß sie ihre Frau, bei der sie schon so viele Jahre gedient hatte, die ihr immer so viel Gutes that, sie in allen Arbeiten freundlich unterrichtete und belehrte, gerade in der größten Noth verlassen sollte.

„Liebe, gute Frau — sagte sie — wie werde ich Sie verlassen, so lange Sie leben. Es bleibt mir unvergeßlich, was Sie mir Gutes gethan haben. Ach, oft war es mir sehr leid, daß ich Sie beleidiget, oder für Ihre Güte nicht auch etwas Gefälliges Ihnen habe erweisen können. Nun aber erkenne ich den Fingerzeig Gottes; — ich will Ihnen treu, und ohne allen Lohn dienen; Sie wissen, daß ich alle weiblichen Arbeiten wohl verstehe, täglich will ich Gott

bitten, daß Er mich gesund erhalte; und dann — werden wir schon zu leben haben."

Ich kann es euch nicht sagen, meine Lieben! wie der armen Frau um das Herz war, als die treue, großmüthige Magd so sie anredete. Diese hielt ihr gegebenes Wort ganz pünktlich, ernährte die Frau längere Zeit; da starb der reiche Vetter dieser Frau unversehens an einem Schlagflusse, und sie erbte all' sein Geld. Aber die Frau lebte auch nicht mehr lange, und ehe sie starb, hinterließ sie ihr Hab und Gut der treuen Magd, welche sie mit ihrer Händearbeit lange ernährt hatte.

Wunderbar leitet Gott alles zum Besten derjenigen, die ihn lieben. Euer Herz hoffe daher auf ihn, und es wird euch geholfen werden: euer Herz sey fröhlich immerdar, und danke Gott mit einem Liede. Psalm. 28, 7.

In deinem Kummer hoff' auf Gott
Dir wird geholfen werden!
Auf ihn vertrau' in jeder Noth,
Er führt dich durch Beschwerden:
Er will dir Kraft und Muth verleih'n,
Bald sollst du wieder fröhlich seyn,
Und ihm dafür recht danken.

6.

In Schweden diente eine Magd bei einer jungen Wittwe, welche Mutter mehrerer Kinder war. Da die Wittwe nicht mehr im Stande war, der

Magd den gehörigen Lohn auszuzahlen, sah sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie zu verabschieden, obgleich sie dieselbe gerade jetzt sehr nothwendig gebraucht hätte. Die Uneigennützigkeit und das fühlende Herz der wohlwollenden, edlen Magd zog die arme Frau aus einer verwirrten Lage.

„Ich will Ihnen, liebe Frau! nicht zur Last fallen, sagte sie; ich will für die Haushaltung sorgen, und in verlorenen Augenblicken mir meinen Unterhalt schon verdienen; denn ich brauche nicht viel.“

Sie that dies wirklich, arbeitete mit rastlosem Eifer für die unglückliche Familie, und die übrigen Stunden verwendete sie dazu, für sich selbst Brod zu verdienen.

Der König Gustav erfuhr diese schöne edelmüthige Handlung, und machte der tugendhaften Magd ein Geschenk in Golde, und obgleich die Summe ansehnlich war, so glaubte er doch, daß eine so uneigennützige Liebe eine noch glänzendere Belohnung verdiene. Er schickte also der Magd die goldene Münze des Wasa-Ordens, und die Ceremonie der Aufnahme wurde mit aller Feyerlichkeit verrichtet. Die vornehmsten Bürger hatten sich auf das Rathhaus begeben. Die gute Magd erschien mit aller Schüchternheit der bescheidenen Tugend, und der Großmeister des Ordens hing ihr selbst die Münze um den Hals, unter dem wiederholten Frohlocken der Umstehenden. Freudenthränen floßen über die Wangen der Glücklichen, als sie wieder, geschmückt mit dem Zeichen der Anerkennung ihrer Tugend, ihres Edelmu-

thes, zu ihrer Herrschaft zurückkehrte. Was wird ihr Herz wohl gesagt haben?

Liebe Dienstboten! herzlich wünsche ich, daß diese Bilder edler Treue und Uneigennützigkeit euch immer vor der Seele schweben, und unvergeßlich bleiben mögen. In den Stunden der Noth werdet die Schutzengel eurer Herrschaft; achtet nicht der Verfolgung oder Verkennung. Aus reiner Liebe thut Gutes, ohne zu ermüden; wachet, stehet fest im Glauben, daß Gott im Guten euch gewiß helfen und unterstützen werde; seyd männlich im Leiden und der Prüfung, seyd stark in der Treue, und euer Lohn wird groß im Himmel seyn.

Christ! sey wachsam, muthig, treu,
Stehe fest im Glauben!
Laß der Sünde Schmeichelei
Dir dein Glück nicht rauben.
Kämpfe unermüdet fort;
So reicht jene Krone,
Dir einmal unfehlbar dort
Gott, zum Gnaden-Lohne.

Die Unschuld siegt.

Es ist nun einmal so auf dieser Welt, daß Gute und Böse, wie Unkraut und Waizen, untereinander leben sollen. Nicht selten erheben die Bösen stolz ihr Haupt, unterdrücken die Bessern, und verfolgen sie.

Aber wer ein reines Herz hat, und ein gutes Gewissen, der kann zwar eine Zeitlang wohl gedrückt, aber nicht unterdrückt werden. Dies könnte ja der liebe Vater im Himmel nicht zugeben, daß die Guten, Unschuldigen von den Bösen zu Grunde gerichtet werden sollten. Er schützt mit liebender Hand die Unschuld, und stärket sie von Oben, daß sie muthig dulde, um der Ehre des Namens Gottes willen; nach bestandener Prüfung nimmt er alle Leiden hinweg, und es erfolgt — Recht der Unschuld, Zeugniß der Wahrheit, Lohn dem verkannten Verdienste, Freude dem, der eines reinen Herzens blieb.

Habet Gott daher immer vor Augen und im Herzen, liebe Dienstboten! und lieget sorgfältig eurer Pflicht ob. Kommen dann auch über euch die Stürme des Mißgeschicks, werdet ihr verkannt, verfolgt, tritt man eurer Unschuld zu nahe, so erhebt eure Augen zum Himmel, von welchem auch Hilfe kommt; bewahret rein und unbefleckt euer Herz; duldet in Liebe, und der allmächtige, gerechte Belohner alles Guten wird eure Unschuld bekannt machen und belohnen.

1.

In einer gewissen Reichsstadt diente eine Magd sehr treu und redlich bei einem Kaufmann, war schon 8 Jahre bei diesem, ohne daß man die geringste Untreue an ihr bemerkte. Diese war einst Abends noch allein auf, da die Herrschaft schon zur Ruhe gegangen war. Indessen sie noch in der Küche und im Keller ihre Geschäfte besorgte, schlich sich ein Dieb in das

Haus und verbarg sich in der Wohnstube unter einer Bank. Gegen 11 Uhr kommt die Magd auch in die Stube, und zieht die Kleider aus, wobei sie, im Andenken an den Tod, die Worte sagte: Was ist doch der Mensch, wenn er nackt ist! darauf geht sie in die Kammer, und legt sich zu Bette. Der Dieb hatte sich indessen ganz still gehalten, bis die Magd schlief. Nun schlich er sich hinaus, nahm dem Kaufmann ohngefähr drittehalb tausend Gulden, und fand Gelegenheit und Mittel, ganz unbemerkt wieder zum Hause hinaus zu kommen. — Als der Herr des Hauses aufgestanden, bemerkte er bald, daß er bestohlen war. Er läßt die Magd zu sich kommen, und fragt sie, wann sie zu Bette gegangen? ob Jemand bei ihr im Hause gewesen, und ob sie die Thüren wohl verschlossen gehabt habe? Und nachdem die Magd alle diese Fragen der Wahrheit gemäß beantwortet, so sagte er:

„Es sind mir in dieser Nacht ohngefähr drittehalb tausend Gulden gestohlen worden, und ihr müßt von diesem Diebstahl wissen. Gesteht ihr mirs aufrichtig und gebt mir das Gestohlene wieder, so soll es Niemand erfahren, und ich will euch noch ein Stück Geld geben, daß ihr leben könnt, bis ihr wieder einen Dienst habet, und das will ich deswegen thun, weil ihr mir so lange Zeit ehrlich gedient habt. Gesteht ihr mirs aber nicht, so lasse ich euch in das Gefängniß setzen.

Die ehrliche Magd hatte nichts zu gestehen. Sie fing an zu weinen und zu wehklagen, und schwur

8*

bei Allem, was heilig ist, daß sie unschuldig sey. Aber umsonst! sie wurde in das Gefängniß gesetzt, und vor Gericht verhört, und weil sie nichts bekannte, so brachte man sie, nach der damaligen grausamen Art, auf die Folter. Hier wurde sie erschrecklich mißhandelt; aber sie bekannte nichts. Die Richter hielten also für nöthig, sie durch größere Martern zum Geständniß zu zwingen, und befahlen, sie sollte noch einmal gefoltert werden. Wie sie aber zum zweitenmal in die Folterkammer geführt wird, fällt sie dem Henkersknecht zu Füßen, und bittet unter heißen Thränen Gott um seinen Beistand. Die Richter befahlen dem Henker, seine Pflicht zu thun. Er entschuldigt sich und bittet, zu verschonen, die Magd sey gewiß unschuldig. Man erinnert ihn seiner Schuldigkeit, droht ihm bei schwerer Strafe, ja man will ihn zwingen, aber er wirft die Marterwerkzeuge zu den Füßen der Gerichtspersonen, verflucht sein Amt und spricht: er wolle sich zu der Grausamkeit nicht zwingen lassen, und wenn es ihn sein Amt kosten sollte; die arme Magd sey gewiß unschuldig. So verrieth ein Henkersknecht eine gefühlvollere Seele, als die Richter!

Da man nun keinen andern Henkersknecht hatte, so wurde die Magd in das Gefängniß zurückgeführt, und die Sache dem Stadtrath berichtet. Der Stadtrath kommt auf die Vermuthung, sie könnte doch vielleicht unschuldig seyn. Man ließ also den Kaufmann kommen, sagte ihm, wie die Sache stünde, und fragte ihn, ob er die Angelegenheit weiter treiben, oder aus Barmherzigkeit die Magd für die erlit-

tenen Schmerzen schadlos halten wollte? Der Kaufmann erbarmte sich über sie, ließ ihr die Wunden, die sie durch die fürchterlichen Martern erhalten hatte, heilen, und nahm sie auch wieder in sein Haus auf; und sie diente ihm wieder eben so treu und ehrlich als vorher. Aber nicht genug; Gott wollte die Unschuld der treuen Dulderin auch noch öffentlich bekannt machen.

Nach einigen Jahren wird sie von ihrem Herrn einmal in ein Wirthshaus geschickt, um einige Flaschen Wein zu holen. Indem sie über den Hausgang geht, sieht sie einen Menschen bei einer Flasche sitzen, der die Kraft des Weines schon ziemlich fühlte. Wie sie an ihm vorbei ging, so sagte er ganz leise und mit spöttischer Miene zu ihr: „Ach meine Tochter! was ist doch der Mensch, wenn er nackt ist!“

Sie erschrack und wußte nicht was sie antworten sollte. Doch, indem sie nach dem Keller ging, erinnerte sie sich, daß sie selbst diese Worte an demselben Abende gesprochen hatte, da ihr Herr bestohlen worden war; nun dachte sie weiter, es könnte sie niemand gehört haben, als der Dieb, der damals im Hause gewesen seyn müsse. Sie vermuthete also nichts anders, als daß dieser Mensch der Dieb selbst wäre. Sie ließ sich aber nichts merken, sondern ging ganz gleichgültig über den Hausgang zurück, an dem Menschen vorbei und zum Hause hinaus. Nun lief sie geschwind nach Haus und rief ihrem Herrn entgegen: „Gott sey gelobt, daß er endlich mein Gebet erhört

und den Dieb entdeckt hat, der mich in so großen Jammer stürzte!"

Hierauf erzählte sie ihm, was vorgefallen war, und bat ihn, er möchte den Menschen gefangen nehmen lassen. Der Herr ging sogleich hin, nahm Wache mit sich, und eilte in das Wirthshaus, wo sie den Menschen noch bei der Flasche ganz fröhlich und guter Dinge antrafen. Man führte ihn in das Gefängniß, verhörte ihn, und da er die That bekannte, so gab man ihm die Strafe — er wurde aufgehängt.

Gott, den die unschuldig gemarterte Magd in ihrer Angst angerufen, erhörte also ihr Gebet, und hatte nicht nur die Herzen der Menschen zum Mitleiden erweicht, daß sie von der Marter loskam, und wieder den vorigen Dienst erhielt; sondern er wußte es auch so zu lenken, daß der Dieb sich selbst verrathen mußte und seine Strafe empfing, die Unschuld aber an den Tag kam.

So läßt der Herr die Seinen nie zu Schanden werden. Darum fürchtet euch nicht, wenn auch aller Hoffnung Strahl weichet; glaubet nur, und ihr werdet gerettet werden. Luk. 8, 50.

Bey jeder Trübsal, jedem Schmerz,
Ruf' mir dein Geist, o Gott! ins Herz:
Christ! fürcht' dich nicht, nur glaube!
Auch wenn die Hilfe sich verzeucht,
Wenn jeder Strahl von Hoffnung weicht,
So gib, daß mir nichts raube
Den Trost, den mir dein Wort verspricht;
Dann hab' ich auch im Dunkeln Licht.

2.

Der Ritter Saint-Grieux (Sän Griöh) hatte sich bald über den Verlust seiner Gemahlin getröstet. Freilich konnte ein junger, lebhafter Mann von 25 Jahren wenig Vergnügen bei einer 60jährigen Dame finden, die ausser einem Vermögen von 120,000 Livres (Liver) keine weitere Vorzüge besaß. Durch den Genuß aller Lustbarkeiten, die nur Paris hervorbringen konnte, entschädigte er sich für die unangenehmen Stunden, die er bei ihr zugebracht hatte, und seine Munterkeit, sein unbegränzter Aufwand, und sein Hang zu allen prächtigen Vergnügungen sammelten bald um ihn einen großen Haufen lebhafter Jünglinge, die seine Freigebigkeit benützten. Jeden Tag bezeichnete ein neuer Zeitvertreib, und oft reichten seine jährlichen Einkünfte nicht zu, die Unkosten der Bälle, Gastmahle, Lustfahrten und anderer Ergötzungen, die er seinen Freunden gab, zu bestreiten. So machen es viele Große und Reiche; aber — alles hat sein Ende.

Eines Abends, da er sich eben in einer sehr zahlreichen Versammlung befand, und sich allem Genuß der Freude überließ, ladet er, berauscht von Lust und feurigen Weinen, die ganze Gesellschaft auf den dritten Tag zu sich zum Mittagessen, ohne daran zu denken, daß seine Kasse eben sehr erschöpft, und daß er nicht im Stande sey, die nöthigsten Anstalten zu diesem Gastmahle besorgen zu lassen. Erst des andern Morgens erinnerte er sich seiner Uebereilung.

In der äussersten Verlegenheit weiß er sich nicht zu rathen; er schämt sich, seine Lage den Freunden zu gestehen, und findet kein Mittel, sie zu ändern. Zum Glücke fällt ihm ein, daß einer seiner Pächter ihm vor einigen Tagen berichtet, er hätte einen Posten von 2000 Pistolen (spanisches Goldstück, beiläufig 5 Rchsthlr. im Werth) für ihn eingezogen, und erwarte seine Befehle. Dieser Pächter war aber 10 Meilen von Paris entfernt. Wie ist es nun möglich, das Geld zeitig genug herbeizuschaffen?

Thomas, ein alter, treuer Bedienter des Ritters, der schon seinem Vater gedient, und seinen Herrn, der unter seinen Händen erwachsen war, zärtlich liebte, war ein Zeuge seines Kummers. „Wenn Sie es haben wollen, sagte dieser, so will ich gerne einen Versuch wagen, die Nacht durchreiten und sehen, ob ich Ihnen morgen frühzeitig genug das Geld einliefern kann.“

„Thomas, ruft der Ritter, das wolltest du thun, alter, braver Freund!? nie würde ich dir diesen Dienst genug belohnen können. Höre, mache den Versuch, nimm mein bestes Pferd, jetzt ist es 11 Uhr; fliege hin; 200 Pistolen sollen dir gehören, wenn du mir morgen zeitig genug das Geld überbringest.“ — Thomas sattelt sein Pferd; sein Herr gibt ihm den Befehl mit, und er reitet schnell davon. — „Denke an die 200 Pistolen“ — ruft ihm der Ritter nach.

Dieser treue Diener verfolgt seinen Weg mit aller Schnelligkeit, ohne sich einen Augenblick Zeit

zu lassen. Des Abends um 9 Uhr langt er an. Er weckt den Pächter, zeigt ihm die Handschrift, und fordert das Geld und zugleich ein frisches Pferd. Er erhielt Beides, verwahrt das Geld sorgfältig in seinem Mantelsack, und kehrt gegen Mitternacht mit gleicher Geschwindigkeit zurück. Jetzt ist er nur eine Meile noch von Paris; er reitet durch ein kleines Dorf; die Glocke im Kirchthurme benachrichtigt ihn, daß es erst 7 Uhr früh sey. „Nun werde ich zeitig genug anlangen, ruft Thomas erfreut, — ich werde meinen Herrn vielleicht noch im Bette finden. Die 200 Pistolen sind mir gewiß.“

Weil ihn aber der lange Weg sehr ermattet hat, beschließt er vorher in eine Schenke zu gehen, und sich einen Trunk Bier geben zu lassen. Er bindet sein Pferd an, besichtigt nochmals den Mantelsack, und da er alles im guten Stande findet, geht er hinein; aber seine Vorsicht gestattete ihm nicht, im Hause zu verweilen. Sobald er den Trunk gefordert, geht er wieder hinaus, um bei seinem Pferde den Becher auszuleeren. Aber — die wenigen Augenblicke, die er in der Schenke zubrachte, waren schon benützt. Ein schlauer Betrüger hatte sich genähert, den Mantelsack zu entwenden; zum Glück kehrte Thomas zurück, ehe jener sein Vorhaben ausgeführt; indessen hatte er aber doch Zeit gehabt, die Riemen, mit welchen er angeschnürt war, aufzulösen, und er zweifelte, daß, wenn der Fremde dies nicht bemerke, er ihn im Dorfe, oder gleich am Ende desselben verlieren würde. Dorthin begab er sich also, um den

Mantelsack sogleich in Empfang zu nehmen. Thomas, der nichts weniger, als die Gefahr vermuthete, darin das Geld seines Herrn sich befand, stieg unbesorgt, sobald er sich einige Minuten erholet, wieder zu Pferde, seinen Weg nach Paris fortzusetzen.

Der Mantelsack hält sich länger, als der Räuber erwartet hatte. Er war in seiner Hoffnung betrogen. Thomas jagte ihm vorüber, ohne ihn fallen zu lassen. Aber ohngefähr eine Viertelstunde von Paris hatte er das Unglück, ihn zu verlieren. Ganz beschäftigt mit der Freude, bald wieder bei seinem Herrn zu seyn, und dessen Wünsche erfüllt zu haben, bemerkte er den Verlust nicht. Ja nicht einmal das Geschrei eines Bettlers, der an der Landstraße stand, und ihn fallen sah, hört Thomas. Umsonst rief dieser ihm nach: „Herr, Herr, Sie verlieren den Mantelsack!“ Thomas ritt im Gallopp, und war schon zu weit entfernt, um den Zuruf zu hören. Der Bettler hob den Mantelsack auf, mit dem Vorsatz, den Fremden auszufragen, und sobald er ihn ausfindig gemacht, den Fund ihm wieder zuzustellen.

Der Bediente kommt indeß vor dem Hause seines Herrn an; der Herr liegt im Fenster. „Nun Thomas, bringst du es? du bist ein redlicher Kerl, wo hast du das Geld?“ — „Gleich, Herr, es ist im Felleisen.“ — In eben dem Augenblicke wendet er sich um, — aber, wer kann den tödlichen Schrecken, das Erstaunen schildern, das ihn überfällt, als er seinen

Verlust gewahr wird? Starr und fühllos, wie vom Donner betäubt, bleibt er stehen. —

»Was fehlt dir, Thomas?« — »Ach Herr! mein Mantelsack mit dem Gelde.« — »Nun Kerl, meinen Mantelsack, ich glaube du bist rasend.« Wüthend stürzt der Ritter die Stiege hinab in den Hof, und faßt ihn bei der Kehle. »Spitzbube, wo sind meine 2000 Pistolen?« Thomas fällt zitternd seinem Herrn zu Füßen. »Gnade, Herr tödten Sie mich nicht.« — »Ich frage wo ist das Geld?« — »Gott weiß es, bis Dagnolet habe ich es noch gehabt, ich muß es unterwegs verloren haben.« — »Verloren, Kerl, die 2000 Pistolen verloren? Du bist ein Kind des Todes; gestohlen hast du sie, gleich schaffe sie mir, oder —« »Herr, bringen Sie mich um; Gott weiß es, ich habe sie Ihnen nicht entwendet.« — »Wart, wir wollen dir schon das Geständniß abzwingen; man binde mir den Betrüger!«

Der Ritter Saint-Grieux bleibt fest in dem Argwohn, daß Thomas selbst es sey, der die Summe geraubet. Ohne durch seine Thränen gerührt zu werden, oder seinen Betheurungen Gehör zu geben, überliefert er ihn den Händen der Obrigkeit, und bittet, ihn durch alle möglichen Martern zum Bekenntnisse zu zwingen. Alle Anzeigen sind wider ihn; er gesteht, daß er das Geld empfangen, daß er aber nicht wisse, wo es geblieben sey. Man legt ihn auf die Folter; der Schmerz nöthigt ihn, sich selbst anzuklagen, aber kaum ist er wieder herabgekommen, so widerruft er Alles, betheuert aufs neue, daß er unschul-

dig sey, und flehet um Mitleiden. Man berichtet dieses dem Ritter, dieser beschuldigt den Diener der Halsstarrigkeit, da jedoch die erste Hitze seines Zornes vorüber ist, bittet er die Gerichte, mit fernern Untersuchungen inne zu halten, und denselben in ein Gefängniß zu werfen, daß die Länge der Zeit ihn endlich nöthige, zu entdecken, wo er seinen Raub verborgen habe. In dem Gefängniß bringt Thomas 11 Jahre im elendesten Zustande zu, und bittet täglich den Himmel seine Unschuld zu offenbaren, oder das Herz seines Herrn zum Mitleiden zu bewegen. Der Ritter hatte längst seinen Verlust und das Unglück seines Dieners vergessen, er hing einzig am Genusse des Vergnügens, wurde ein Opfer seiner ungeregelten Lebensart, und starb in der Blüthe seines Alters.

Ein Befehl des Königs verordnete, daß Missethäter, welche geringer Vergehen wegen schon lange gefangen waren, und solche, deren Verbrechen nicht hinlänglich erwiesen, frei gelassen werden sollten. Thomas gehörte zu den letztern. Sein Herr war gestorben, und seine Aussage beschuldigte ihn nur einer großen Nachläßigkeit. Eilf Jahre war er im Gefängnisse; seine Schuld schien genug bestraft; er wurde los gelassen. Allein Alter und Elend hatten seine Kräfte geschwächt, und machten ihn unfähig, wieder zu dienen; auch besaß er kein Vermögen. Er sah sich also genöthigt, zu betteln. Doch freute er sich seiner Befreiung, dankte dem Himmel, und nur dies kränkte ihn mehr, als seine Dürftigkeit, daß er seine Unschuld nicht genug beweisen konnte. Er ertrug jedoch im ver-

trauenden Aufblicke zu Gott sein Unglück standhaft und geduldig, und ernährte sich von erhaltenen Allmosen. Sein Unglück, welches er erzählte, rührte mitleidige Herzen, und machte ihn ihrer Freigebigkeit würdig.

Einst nahte er sich einem kleinen Mayerhofe ohnweit Paris. Ein alter ehrwürdiger Mann sitzt auf einer Rasenbank vor der Thüre, hört leutselig des alten Thomas Bitten an, und erkundigt sich nach der Ursache seines Elendes. Der Greis wird durch die Erzählung bis zu Thränen gerührt, und bittet ihn, in seiner Wohnung zu übernachten. Sie nahmen das Abendessen ein, bei welchem der Wein und die guten Speisen, deren Thomas so lange entbehren mußte, besonders aber die Herablassung des Wirthes ihn sehr erfreute. Da unterbrach ihn der Alte, indem er sagte: Ich zweifle nicht an eurer Rechtschaffenheit, doch kann ich nicht begreifen, daß ihr einen Mantelsack, ohne es zu wissen, habt verlieren können.« „Wahrhaftig, erwiederte Thomas, auch ich kann es nicht begreifen; beinahe 24 Stunden lang war ich schnell geritten und daher müde. Indeß wäre ich vielleicht aufmerksamer gewesen, wenn ich nicht schon ganz nahe bei Paris gewesen wäre, und also keine Gefahr mehr befürchtet hätte.«

„Konntet ihr die Gestalt des Mantelsacks nicht angeben? Man hätte öffentliche Nachforschungen anstellen sollen.«

„Ach mein Herr! wer wäre so großmüthig gewesen, einen solchen Fund wieder zurückzugeben? wohl

wäre es mir leicht gewesen, ihn so genau zu beschreiben, daß ihn jeder sogleich hätte erkennen mögen. Er war von blauem Tuch mit langen Riemen, inwendig —

„Sah er, unterbrach ihn der Alte, etwa wie dieser aus?“ indem er die Decke des Tisches aufhob.

„Um Gotteswillen! rief Thomas, das ist mein Mantelsack,“ — und war blaß vor Schrecken und Hoffnung.

„Uebereilt euch nicht, antwortete der Fremde, untersuchet ihn erst recht; vielleicht ist er inwendig nicht so beschaffen, wie der eurige.“ Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer.

Mit zitternden Händen öffnete Thomas den Mantelsack, und findet 2 neue Kleidungen, Wäsche, und 2 schwere Beutel mit Gold. Ein dabei liegender Zettel enthält folgendes:

Nro. 1. 2000 Pistolen, als eine billige Erstattung des verlornen Geldes.

Nro. 2. 1000 Pistolen Interesse des Kapitals, und 1000 Pistolen zur Belohnung der Redlichkeit und der ausgestandenen Leiden wegen einem Verlust, der mich reich machte.

Sprachlos war der gute, ehrliche Thomas, und noch lange wäre er in dieser Betäubung geblieben, wenn nicht die Umarmung des Alten ihn wieder zu sich gebracht hätte. Noch wußte er nicht, ob alles ein Traum sey, oder ob ein Engel in Gestalt des Alten ihm zur Seite säße; er bat den Greis

mit Thränen, diese unbegreiflichen Geheimnisse ihm zu erklären. Der ehrwürdige Greis erzählte ihm, daß er, ehmals ein wohlhabender Kaufmann, durch betrügerische Bankerotte zuletzt bis zur tiefsten Dürftigkeit erniedrigt, sich gezwungen gesehen, seinen Unterhalt an den Landstraßen von den Vorübergehenden zu erbetteln. Er hätte einst Thomas vorüber reiten sehen, wäre ein Zeuge seines Verlustes gewesen, und da alles Rufen, alle Nachforschungen, den Eigenthümer des Geldes ausfindig zu machen, vergebens gewesen, hätte er endlich das Geld, als eine vom Himmel ihm zugesandte Hilfe betrachtet, und zu seinem Nutzen verwendet, mit dem Vorsatze, es seinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu erstatten, sobald er ihn entdecken würde. Er sey sehr glücklich in seiner Handlung gewesen, habe nicht nur seinen Verlust bald ersetzt, sondern selbst ansehnliche Summen sich erworben, bis endlich sein zunehmendes Alter in ihm den Wunsch erregt hätte, sich allen Geschäften zu entziehen, und den Abend seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Immer mehr sey ihm die Hoffnung verschwunden, den Urheber seines Glückes zu finden, er hätte sich schon entschlossen, durch Mildthätigkeit und Liebe gegen alle Dürftige sich eines Theils seiner Verbindlichkeit zu entledigen, nach seinem Tode aber sein Vermögen einem Hospital zu vermachen. „Nun aber, schloß er, sind alle meine Wünsche erfüllt; ich habe in Euch, redlicher Freund, den Unglücklichen kennen gelernt, durch dessen traurigen Verlust ich

reich und glücklich geworden bin; empfanget hier, nebst meiner herzlichen Freundschaft, dieses Geld. Es ist Euer Eigenthum. Möge es euch die letzten Tage Eures Lebens angenehm machen, und euch die schweren Leiden in Vergessenheit bringen, die ihr unschuldig ertragen mußtet!"

Wie aus einem tiefen Schlummer kam Thomas wieder zu sich, umarmte innig den redlichen Alten, und bat sich als die einzige Belohnung aus, bei ihm sterben zu dürfen. Dann fiel er auf die Knie nieder, und dankte mit Thränen der göttlichen Vorsehung, die ihn zum Werkzeug erwählt, einen rechtschaffenen Mann glücklich zu machen, und ihm jetzt erlaubte, an seinem Glücke Theil zu nehmen. — Im heitern Umgange mit dem Alten vergaß Thomas bald sein früheres Elend, und seines Lebens letzten Tage verflossen ihm ruhig und glücklich.

So hat der allmächtige, weise Lenker menschlicher Schicksale, dieser beiden Menschen merkwürdige Wege bezeichnet, auf welchem sie zur Ruhe, zum Glücke kommen sollten. Ihr Herz war redlich und treu — darum liebte sie Gott und gab ihnen die Wege des Unglückes und der Leiden zur Pilgerschaft, die sie wandeln sollten im vertrauenden Aufblicke zu ihm. Und ihr Vertrauen belohnte er, und offenbarte die Unschuld der Verkannten, die geduldig harrten auf des Herrn Güte und Gnade. Liebe Dienstboten! möchtet ihr doch, wie Thomas, redlich leben, auf Gott vertrauen, und geduldig die Wege wandeln,

die Gottes Hand euch vorzeichnet! Seyd immer geduldig und stärket eure Herzen! denn wenn auch die Sonne des Glückes erbleicht, so ist doch des Herrn Zukunft nahe.

Stärke durch Geduld dein Herz
Christ! in jedem Leiden.
Schick' die Bitten himmelwärts,
Lerne muthig streiten!
Denke stets, der Herr ist nah,
Er sieht alle Dinge;
Und bald ist die Krone da,
Wenn ich standhaft ringe.
Wer mit Jesus duldet,
Leidet unverschuldet
Wird es nie bereuen, —
Ewig einst sich freuen.

3.

Wunderbar sind des Herrn Wege und unerforschlich seine Gerichte! Er liebt innig die Seinen, die ihm ihr Leben in Unschuld und Treue reichen, und seine Wege wandeln. Wenn auch alles Unglück auf solche Menschen heranstürmt, wenn alles sie verfolgt, verläßt, wenn der Hoffnung letzter Strahl verschwunden, so rettet seine Hand, die nie zu kurz ist, daß sie nicht helfen könnte. Haltet doch an unserm starken, treuen Gott, ihr lieben Dienstboten! ist Er mit euch, so kann gegen euch Niemand seyn. Die Unschuld erhält gewiß ihren Lohn.

Ein ehrliches Landmädchen von 17 Jahren diente in der Stadt bei einem Herrn, der allen Lastern ergeben war. Dieser versuchte oft und auf mancherlei Weise, das Mädchen zum Bösen zu verführen, allein es blieb der Tugend getreu und sagte immer: „das thue ich nicht; das hat mir meine Mutter auf ihrem Todbette noch mitgegeben: „thue nichts Böses, so widerfährt dir auch nichts Böses.“

Der Herr machte ihr viele Versprechungen, und legte ihr viel Geld vor; aber es half nichts. Nun fing er an zu drohen, wie hart er sie halten, wie er mit ihr umgehen wollte; aber alles war vergebens. Das Mädchen blieb standhaft im Guten, ließ sich nicht verführen, und sagte dem Bösewicht ins Gesicht: „Es ist besser, daß Sie auf mich böse werden, als daß der liebe Gott auf mich böse wird. Lieber will ich aus Ihren Diensten gehen, als Böses thun.“

Wie nun endlich der gottlose Herr sah, daß er nichts ausrichtete, so ward er so ergrimmt über das tugendhafte Mädchen, daß er beschloß, sich auf die abscheulichste Art an ihr zu rächen. Er ging deswegen hin, machte heimlich des Mädchens Kiste auf, und legte allerlei Kostbarkeiten von seinen eigenen Sachen hinein, die mit seinem Namen bezeichnet waren. Nun schrieb er diese Sachen auf, ging zur Obrigkeit, und gab vor, dieselben wären ihm gestohlen worden, und er hätte Verdacht, daß der Dieb in seinem Hause wäre; zugleich bat er, daß man eine Haussuchung vornehmen möchte. Sein Gesuch wurde sogleich bewilliget; die Visitation geschah, und siehe! — die gestohlenen

Sachen wurden alle in des armen Mädchens Kiste vorgefunden. Ach Gott! wie erschrack das unschuldige Kind! Sie fiel auf die Knie, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld. Aber alles war vergeblich; sie mußte ins Gefängniß, die Sache wurde nachläßig und nicht gehörig untersucht, und sie wurde zum — Galgen verurtheilt. Dieses harte, ungerechte Urtheil wurde wirklich auch an ihr vollzogen; sie wurde gehängt. Jetzt schien es, als wenn Gott die Unschuld ganz verlassen und beschlossen hätte, beim allgemeinen Gerichte sie erst bekannt zu machen, und zu belohnen.

Aber — Gottes schützende Hand waltete doch noch über dem unschuldigen Mädchen. Es starb noch nicht; denn der Scharfrichter, der die Unschuldige hängte, hatte dieses Geschäft noch nie verrichtet; dies war sein erstes Probestück; er konnte es also noch nicht recht, und hängte das Mädchen so, daß noch Leben in ihm blieb.

Ein Wundarzt kaufte den Leichnam, und nahm ihn vom Galgen, um ihn zu öffnen. Da er Abends anfangen wollte, fühlte er noch etwas Wärme. Er warf das Messer weg, und legte das Mädchen in ein Bette. Nun wendete er allen Fleiß an, das Mädchen wieder zum Leben zu bringen, und es gelang ihm. Er hatte auch einen Geistlichen dazu gerufen. Als die Arme die Augen öffnete, und den Geistlichen erblickte, glaubte sie sich schon in der Ewigkeit zu befinden, und stände vor Gott. Sie faltete die Hände und rief aus:

„Ewiger Vater! du kennst meine Unschuld, erbarme dich meiner!“ So rief sie oft und glaubte ganz fest, sie wäre gestorben, ja es kostete viele Mühe, sie zu überzeugen, daß sie noch lebe. Man gab ihr nun stärkende Arzeneien, und sie kam bald wieder völlig zu Kräften. Der Wundarzt und der Geistliche hielten indessen die Sache ganz geheim, und führten sie bei Nacht über die Gränze.

So wunderbar kann Gott die Unschuld gegen Verfolgung und Verläumdung der Feinde schützen. So herrlich weiß er den Unschuldigen zu retten.

Darum vertrauet auf den Allmächtigen, und freuet euch, rühmet ihn ewiglich, denn er beschirmt die Guten. Seyd fröhlich in Gott und liebet seinen Namen. Ps. 5, 12.

Wer auf dich traut, der freue sich —
Der rühm' sich deiner ewiglich,
Und deiner Gnade Führung!
Wer deinen Namen liebt und kennt
Den läßst du fröhlich seyn; er nennt
Ihn stets mit neuer Rührung.
Im Glück, o Gott! und selbst im Leid;
Erhebt er deine Freundlichkeit.

Edle Aufopferung für das Wohl der Herrschaft.

„Wer sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es erhalten.“ So sprach unser göttlicher Heiland Jesus bei Matthäus 10, 39. Die Liebe soll uns beleben, alle unsere Wünsche und Handlungen leiten, die treueste Liebe zu Gott, die reinste Liebe zu den Menschen. Ohne die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, wird Niemand selig. Wer aber den Nächsten nicht liebet, und sagt, er liebe Gott, der ist ein Lügner, und wer — aus Mangel der Liebe — sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren. Wen sollen denn Dienstboten, unter all' ihren Nächsten, mehr lieben, als ihre Herrschaft? Einzig nur das Wohl dieser muß ihnen am Herzen liegen. Lieben sollen sie ohne Ende in Geduld und Treue, in Fleiß und Gehorsam; lieben sogar bis zum freiwilligen, edlen Tode, um zu retten die Herrschaft, über deren Haupt die schwere Wolke des Unglückes und Verderbens herangezogen ist. O wie schön ist meine Aufopferung in Liebe! wie freundlich wird Gott, der keinen Trunk Wasser unvergolten läßt, eine Seele dort oben empfangen, die ihre sterbliche Hülle opferte für der Herrschaft Wohl! „Was ihr einem der geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan,“ sagt Jesus, der göttliche Heiland, und groß wird der Lohn jedes treuen Dieners seyn für edle Aufopferung zu der Herrschaft Wohl. Wer für seine Pflicht, im Dienste

für des Menschen Wohl stirbt, legt in Gottes Hand einen Schatz, und hat hierfür ewig glückliches Leben zu erwarten.

Es ist ja eines jeden Christen Pflicht, zu helfen den Bedrängten, und sollte selbst das Opfer des Lebens erfordert werden; denn daran haben wir die Liebe kennen gelernt, daß Jesus sein Leben für uns gelassen, auch wir sollen das Leben für die Brüder lassen. Wer feige oder pflichtvergessen genug ist, in den entscheidenden Stunden der möglichen Rettung zurückzutreten, der ist des schönen Namens — Christ! — unwürdig, und für einen solchen Lieblosen wird es auch kein besseres Leben geben.

Höret, ihr lieben Dienstboten! die schönen Beispiele edler Aufopferung für das Wohl der Herrschaft. Möge euer Herz dieser Edeln sich erfreuen, sich aber auch ermuthiget fühlen, aus reiner, treuer Liebe in ähnlichen Stunden der Gefahr alles, selbst das Leben, willig zu opfern; im bessern Vaterlande werdet ihr es wieder finden.

1.

Im Jahre 1350 hatten sich einige Vertriebene aus Zürich mit dem benachbarten Adel verschworen, den Bürgermeister Brun, sammt denjenigen, welche ihm ergeben waren, zu ermorden, und alsdann eine andere Regierung einzusetzen. Der Anschlag sollte in der Nacht des 24sten Hornungs ausgeführt werden. Auf allerlei Weise waren nach und nach bei 800 Soldaten in die Stadt gebracht worden, die sich wohl

verborgen hielten. Am Abend vor der bestimmten Nacht versammelten sich die Verschwornen in einem Wirthshause, und verabredeten die Sache mit einander, bestimmten auch ein Zeichen, woran sie sich in der finstern Nacht erkennen könnten. Wer nämlich von den Ihrigen sey, der sollte sagen: ich heiße Petermann.

Während dieser Zeit saß ein Bäckerjunge, Namens Ekenwieser, beim Ofen und schlummerte. Er, der seinen Obern, und seinem Vaterlande treu ergeben war, lief, sobald er unbemerkt aus der Stube herausgehen konnte, zum Bürgermeister Brun, und erzählte ihm, was er gehört hatte. Dieser schickte den Bäcker, um Sturm zu läuten, er selbst waffnete sich geschwind und wollte dem Rathhause zueilen. Da sprach sein treuer Diener, der die Größe der Gefahr, in der sein Herr schwebte, wohl ahnete, und einen hochherzigen Entschluß zur Rettung desselben gefaßt hatte, zu ihm: „Lieber Herr! gebet mir euren Rock, und ziehet dafür den meinigen an! Man wird mich für euch ansehen, und ihr könnt desto leichter entkommen. Werde ich auch erschlagen, so sterbe ich willig für euch und die gute Stadt Zürich; ich will leiden, was Gott verordnet hat!“ — Der Bürgermeister folgte seinem Rath; der treue Diener gieng voraus, Brun hinten drein. Als sie gegen das Rathhaus kamen, fanden sie schon viele Verschworne vor demselben versammelt. Diese hielten den daher kommenden Diener für den Bürgermeister, und erstachen ihn. Brun dagegen rettete sich, indem er rief:

ich heiße Petermann, kam glücklich durch die Verschwornen auf das Rathhaus, wo er sich einschloß, und mit gewaltigem Geschrei aus den Fenstern die benachbarten Bürger aus dem Schlafe weckte. Von allen Seiten ward Lärm, die Bürger eilten herbei, und der feindliche Anschlag wurde vereitelt.

Wie selten findet man jetzt eine solche Treue! gewöhnliche Diener unserer Zeit suchen nur Gewinn, und bleiben auch nur so lange, als sie guten Lohn erhalten; sobald sich aber eine Gelegenheit darbietet, etwas mehr Lohn zu verdienen, so verlassen sie ihre Herrschaft; würden nicht die meisten untreu werden in der Stunde der Gefahr? wie viele der edlen Seelen fände man, die in Treue und Liebe ausdauern würden, bis zum Ende? Wie viele, die ihr Leben zum Opfer gäben, um zu retten ihre Herrschaft? Alle diese, die ihr Leben höher, als ihre Pflicht, setzen, verlieren ihr Leben, während sie es zu erhalten glauben. denn wo die Liebe nicht ist, da ist gewiß der Tod.

2.

Die Gattin des Lepinai (Lepinä), eines Generals der Vendeer, saß zu Nantes (Nant) in Frankreich im Gefängnisse, nebst einem jungen Mädchen, daß bei ihr in Diensten war, und sich aus Liebe und Treue zu ihrer Herrschaft mit derselben hatte einsperren lassen.

Eines Morgens kamen Soldaten in das Gefängniß, um die Gefangene abzuholen, die zum Tode bestimmt waren. Man rief den Namen der Generalin

Lepinai; das Mädchen hörte den theuern Namen und zitterte. Die Generalin aber hatte sich einen Augenblick wegen Unpäßlichkeit entfernt. Das Mädchen wußte, daß ihrer Herrschaft der Tod geschworen sey, und doch wollte sie dieselbe so gerne retten; — sie faßte sich, trat statt derselben vor, und gab sich für die Generalin aus; sie wurde ergriffen, fortgeführt, und starb für sie und unter ihrem Namen in den Fluthen der Loire (Loor), in die sie von den Grausamen gestürzt wurde.

Welch eine edle, treue Seele, die freiwillig sich hingab, um das Leben der theuern Herrschaft zu retten.

3.

In der Schlacht bei Fehrbellin, in der Grafschaft Ruppin standen die Schweden und die Preußen (oder Brandenburger) als Feinde gegeneinander. Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der seine Armee in eigener Person in das Treffen führte, ritt einen großen Schimmel. Der Stallmeister Froben, sein treuer Diener, welchen der Churfürst immer bei sich hatte, bemerkte es, daß die Schweden besonders nach diesem Pferde schossen, weil es durch seine Farbe vor allen Pferden sich auszeichnete, vielleicht auch, weil die Feinde glaubten, daß der Churfürst dasselbe reite. Froben sah die große Gefahr in der sein edler Herr sich befand, und faßte einen herrlichen, sehr edlen Entschluß. Er bat den Churfürsten, daß er ihm den

Schimmel geben, und dagegen sein Pferd nehmen möchte, weil der Schimmel zu wild und zu scheu sey.

Wohl wußte der Stallmeister, in welche Gefahr er sich begebe; aber das Leben des Churfürsten, seines lieben Herrn, war ihm theurer, als das eigene. Froben bestieg das Pferd; allein er saß kaum einige Minuten darauf, als ihm eine Kugel das Leben nahm. Freudig sagte er vor seinem Tode: „Gott beschütze den Churfürsten, ich sterbe gern für ihn.“

So rettete das edle Herz eines treuen Dieners durch eigenen Tod das theure Leben eines Fürsten.

4.

In den unglücklichen Jahren der französischen Alleinherrschaft drang eine Rotte raubgieriger Franzosen in ein Schloß am Bodensee, aus welchem der in wichtigen Verbindungen gestandene Besitzer des Tages zuvor entflohen war, leider aber seine Frau, die kaum vorher ein Knäblein geboren hatte, dem Schutze Gottes und der Hülfe treuer Diener überlassen mußte. Rachedürstend über die Flucht des Mannes, den die Rotte mit sich als Geißel schleppen wollte, drohten sie alles zu plündern und zu zerstören. Wer denkt sich den Jammer der unglücklichen Frau, die händeringend im Bette lag? Ein treuer Bedienter, der der französischen Sprache etwas kundig war, suchte mit edlem Muthe die Rotte auf der Hausflur zu besänftigen; aber die Wuth war zu groß, als daß er sie aufhalten konnte, er wurde überwältiget, gebunden und

fortgeführt. Umsonst flehte er um Gnade für seine gute Herrschaft.

Während dem stand ein Mädchen, die Wärterin der Edelfrau, am Bette, und tröstete mit sanften Worten die Zitternde. Sie wies auf ein Kreuz und betete zum Erlöser, daß er aus den Händen der Feinde sie erretten möchte. Da stürzte die wilde Rotte in das Zimmer; mit mordgierigen Blicken suchten die Schändlichen die wehrlose Frau, und forderten mit drohenden Bajonetten den Herrn des Schlosses und — Geld. Bereitwillig gab die Unglückliche mit zitternden Händen die Schlüssel: nicht genug; der Herr sollte her, und als die Frau dessen Aufenthalt nicht sagen konnte, stürzten sie mit den Bajonetten auf sie los. Das edle Mädchen sah den schrecklichen Augenblick; es hing mit inniger Liebe an der edlen, zarten Frau — und warf schnell sich über diese her, ehe die Barbaren es verhindern konnten. Drei Bajonettstiche endeten dem edlen Mädchen das Leben. Ein Officier ward durch diese Treue plötzlich so gerührt, daß er befahl inne zu halten. Ohnmächtig lag die edle Frau im Bette, den Säugling im Arm. Da warf der Officier die Schlüssel auf das Bette, befahl den Untergebenen, sich zu entfernen, und — schämte sich, Wehrlose so schändlich behandelt zu haben. Er stellte die Plünderung ein, bat die Frau, welche indeß wieder zum Bewußtseyn gekommen war, um Vergebung, pries des edlen Mädchens Muth, und verließ, nachdem er der Frau noch eine Sicherheitskarte gegeben hatte, das Schloß.

Welche Gefühle bemächtigten sich der edlen Frau, als sie nach Rückkehr ihres Bewußtseyns, ihr treues Mädchen todt neben sich liegen sah. „Edle Seele, rief sie aus, — Gott lohne dir mit ewigem Leben deine Liebe und Treue!“ Bald wich der Feind aus der Gegend, der Gemahl kehrte zurück, und unter den Segnungen der Familie, unter den Thränen aller Guten und Bekannten wurde die Hülle des Mädchens zur Erde bestattet, die edel und treu starb für ihre Gebieterin. Ein Grabstein ist über der stillen Gruft der Edlen, worauf steht:

Dank und Segen der edlen, treuen Dienerin,
Die starb für ihre Gebieterin;
Ewigen Lohn vor Gott ihrem edlen Geiste;
Ruhe ihrer Asche!

5.

Als im Winter 1776 der Graf Podolsky mit seiner Gemahlin von Wien nach Krakau in Pohlen reiste, kamen die Wölfe, die in den karpatischen Gebirgen sehr häufig und in der strengen Kälte wilder und kühner sind, als gewöhnlich, in Schaaren herab, und verfolgten den Wagen zwischen den beiden Städtchen Oswiezk und Zator, welches letztere nur einige Stunden von Krakau liegt. Von den beiden Bedienten war einer vorausgeschickt, um Postpferde zu bestellen. Der andere, ein Heiducke, dem der Graf, seiner Treue wegen, besonders zugethan war, sah, daß die Wölfe immer näher heranstürzten, und bat nun sei-

nen Herrn, ihm zu erlauben, daß er ihnen sein Pferd überlassen durfte, wodurch sie in ihrer Wuth aufgehalten, und man Zeit gewinnen würde, Zator zu erreichen. Der Graf war es zufrieden. Der Heiducke stieg nun hinten auf den Wagen, und ließ das Pferd laufen, das bald von den Wölfen ergriffen, und in tausend Stücke zerrissen wurde.

Unterdessen wurde die Reise schnell fortgesetzt, in der Hoffnung, die nahe Stadt zu erreichen. Die Pferde waren aber schlecht, und die Wölfe nur noch wilder geworden, nachdem sie einmal Blut gekostet hatten; bald hatten sie den Wagen wieder erreicht. In dieser äußersten Noth rief der Heiducke: „Hier ist nur ein Weg zur Rettung. Ich will den Wölfen entgegen gehen, wenn Sie, Herr Graf! mir schwören, für mein Weib und meine Kinder, wie ein Vater sorgen zu wollen. Ich bin verloren, aber während die Wölfe über mich kommen, entkommen Sie." — Hocherstaunt war der Graf, aus seines treuen Dieners Munde eine so hochherzige Aeußerung zu hören. Er stand eine Zeit lang an, das Anerbieten anzunehmen; aber ohne alle Aussicht auf Rettung, preisgegeben einer Heerde blutdürstender Wölfe, den nahen, unvermeidlichen Tod vor Augen — willigte er endlich ein, und versicherte feierlich, wenn er sich für die Rettung Aller aufopfern wolle, stets für seine Familie zu sorgen. Der edle, treue Heiducke stieg sogleich ab, ging den Wölfen entgegen — der Arme! er ward umringt, und zerrissen. Der Graf erreichte die Thore von Zator, und war gerettet.

Ihr Guten! freudig habt ihr euer Leben geopfert für der Herrschaft Wohl. Eure Namen sind gewiß aufgezeichnet im Buche des Lebens. Als die Seinigen wird Gott der Allbelohner, euch erkannt haben, denn große Liebe war in euch. Dienstboten! liebet, liebet bis zum Tode im Geiste und Sinne Jesu; und führt der Herr euch in solche Verhältnisse, so ringet nach einer ewigen Krone, und ruft im Vertrauen auf Gottes Gnade und Hilfe: „Des Herrn Wille geschehe!“ Apstlgesch. 21, 14.

Ja, auch an mir gescheh', o Herr, dein heilger Wille!
Was der beschließt und zuläßt, trag ich fromm und stille:
Denn er ist immer gut, und kann nichts Böses wählen,
Sterb' ich für Andre auch, der Trost kann niemals fehlen:
Daß Gottes Will' es so mit tiefer Weisheit lenkt
Und meiner allezeit dabei in Gnaden denkt.

Muth und Klugheit in Gefahr.

Es ist nicht selten; daß Herrschaften in große Gefahr kommen, unglücklich zu werden. Der treue Diener wird in solcher mit aller Klugheit zu Werke gehen, seinen Muth waffnen, und alles wagen, um die Gefahr zu entfernen, und die Herrschaft zu retten.

1.

In einer Stadt lebte eine Frau, die vermögend, dabei aber sehr abergläubig war. Täglich ging sie in

die Kirche, besonders Abends, wo sie dann nicht selten einschlief. Einst kam sie auch aus der Kirche nach Hause, und wollte aus ihrem Gebetbuche, das sie in der Kirche hatte, ihr Abendgebet verrichten, als sie einen Zettel fand, auf welchem stand, daß der hl. Petrus sie morgen Abends besuchen werde. Erstaunt war die Frau über diesen zu erwartenden Besuch. Ihr Aberglauben hielt es wirklich für möglich, daß es geschehen könnte, und sie traf Anstalten, den würdigen Gast mit Anstand zu empfangen. Sie bereitete Wein, Kaffee, und dergleichen Sachen mehr, und freute sich außerordentlich auf den Besuch.

Ihre Magd konnte nicht begreifen, warum ihre alte Frau so festliche Anstalten zu einem Besuche treffe, als sie zufällig den Zettel fand. Sie war klug genug, die Sache nicht für ganz richtig zu erkennen und schöpfte großen Verdacht; doch wollte sie die Zeit abwarten.

Der Abend kam; voll Freude war die alte Frau über den Gast, der in der Dämmerungsstunde erschien, mit einem langen Barte, gehüllt in einen großen Mantel. Die alte Frau weinte vor Freude, und wartete dem vermeinten hl. Petrus festlich auf, welcher nicht ermangelte, sich die guten Weine und Speisen wohl schmecken, und mitunter ein frommes Wort fallen zu lassen.

Da öffnete sich die Thüre, und es trat herein — kein Heiliger, etwa ein Freund des Petrus, sondern — die Magd mit der Polizeiwache, welche den vorgeblichen heil. Petrus sofort gefangen nahm, und

visitirte. Da fand es sich denn, daß dieser Mensch ein abscheulicher Bösewicht war, der keinen Paß, aber 2 Dolche bei sich hatte, und sicher die alte Frau ermordet und beraubt hätte, wenn nicht durch die Klugheit der Magd alles vereitelt worden wäre. Sie ging nämlich zu der Polizei, zeigte die Sache im Stillen an, und bat, auf den Abend stille in das Haus die Wache eintreten zu lassen, um den vermummten Bösewicht gefangen zu nehmen. So rettete sie durch ihr kluges Benehmen das Leben und Vermögen ihrer alten Frau.

2.

William Moore, ein sehr reicher, edeldenkender Engländer, verwendete seine Reichthümer nur dazu, Unglücklichen beizustehen, das bedauernswerthe Loos der Elenden zu lindern, und armen Familien aufzuhelfen. Oft besuchte er die Gefängnisse und Schuldthürme, und befreite Gefangene, die ohne Schuld in Unglück gerathen waren, und rettete manchen Bürger, der vielleicht sonst zum Verbrecher herabgesunken wäre.

Er hatte von einem Sklavenhändler unter mehreren Sklaven auch einen jungen, sehr liebenswürdigen Neger erhandelt, der aus seinem Vaterlande mit Gewalt fortgeschleppt, und in die Ferne verkauft war. Er hieß Jens. Sein voriger Herr hatte ihn oft auf eine unmenschliche, empörende Weise behandelt, ihm wenige und geringe Kost gegeben und viele schwere Arbeit aufgelegt. Herr William nahm ihn als Be-

dienten, und fand ihn zu so manchen Verrichtungen des Hauswesens wohl geschickt. Darum übergab er ihm, nachdem er von seiner Treue und Ergebenheit überzeugt war, endlich die Verwaltung eines kleinen Gutes, das er nicht weit von Manchester besaß.

Jens liebte seinen Herrn und Wohlthäter innig. Er nannte seinen Namen nur mit der tiefsten Verehrung, und alles, was er für ihn thun und unternehmen konnte, machte seine höchste Freude und sein Glück aus.

Herr William hatte einen erbitterten Feind, wie alle gute und edle Menschen solche haben; dieser suchte ihm auf jede Weise zu schaden. Endlich stieg der Haß desselben so hoch, daß er in einer Nacht, da William von einem Gastmahle zurückkehrte, mit einem Helfershelfer in einer entlegenen Straße ihm auflauerte. Jens, der ihn begleitete, war mehrere Schritte entfernt, um noch ein kleines Geschäft abzuthun, als Herr William, der ohne Waffen war, sich auf einmal meuchlings angegriffen sah. Ohnfehlbar wäre er, der nur schwach sich gegen zwei, ihm weit überlegene Feinde, wehren konnte, unterlegen, wenn nicht in dem Augenblicke der treue Jens mit Blitzesschnelle herbeigeeilt, und mit fast übermenschlicher Stärke die zwei Bösewichter in die Flucht gejagt hätte. Seit dieser Zeit, in welcher Jens seine Treue und Dankbarkeit, so wie seinen Muth so schön bewährte, sah William Moore in Jens nur den Freund und Bruder, nicht den Diener und Untergebenen, und lebte mit ihm in der herzlichsten Vereinigung, da er sich nicht wieder von ihm trennen,

und in sein Vaterland zurückkehren wollte. Wer freut sich nicht ob des Muthes dieses treuen Negers! Würden wir in solchen Fällen es auch so machen? —

3.

Therese * * war ein armes Mädchen aus einem Dorfe in Schwaben, welches früh seine Eltern verloren, aber doch das Glück hatte, bei einem wohlhabenden Kaufmann in Dienste aufgenommen zu werden. Mit großer Liebe wurde sie in diesem Hause behandelt, nicht wie eine Dienerin, sondern wie ein Kind des Hauses. Besondere Sorgfalt verwendete die Herrschaft auf die christliche Bildung dieses Mädchens, schickte es in die Schule und christliche Lehre, und fleißig an Sonn- und Feiertagen in die Kirche. Therese bewies sich hierfür sehr dankbar, indem sie das Glück, bei einer so edlen, christlichen Familie zu dienen, wohl erkannte, und ihr mit inniger Liebe und Treue ergeben war.

An einem Winterabende las sie, nach allen verrichteten häuslichen Geschäften, in der Nachfolge Christi, ihrem liebsten Buche, und kam auf die Stelle, wo es heißt: „Was aus Liebe geschieht, das ist groß, das bringt Frucht, so gering und ungeachtet es auch im Auge der Menschen immer seyn mag.“ 1 B. 15. — Da dachte sie über diese Stelle nach, und beschloß, mit aller Liebe und Treue ihre Dienste im Kleinen und Großen zu besorgen, und Gott zu überlassen, daß er auch das Geringste in Liebe gethan, segnen

möge. Jede Gelegenheit zu benützen, ihre Dankbarkeit gegen die liebe, gute Herrschaft thätig zu bezeigen, nahm sie sich fest vor. Und Gott, der Lenker menschlicher Schicksale, hatte ihr schon eine nahe Gelegenheit bestimmt, ihre Liebe und ihren Muth zu bewähren.

Mit frommen Empfindungen und edlen Entschlüssen ging Therese zur Ruhe; kaum aber schlief sie einige Zeit, als in dem Hause des Nachbars der fürchterliche Ruf — „Feuer, Feuer!“ ertönte. Therese kleidete sich schnell an, und wie sie die Treppe hinuntereilte, stand jenes Haus schon in vollen Flammen. Therese eilte schnell in das Zimmer der Herrschaft, bat, sich zu fassen, und den Muth nicht zu verlieren, belud sich mit der Geldkasse, und trug sie in ein weit entlegenes, vertrautes Haus. Als sie wieder zurückkam, war von der Wuth der Flammen das Haus ihrer Herrschaft schon ergriffen. Sie wagte sich in das Haus, und war so glücklich, durch ihre Besonnenheit, wichtige Papiere und Silber zu retten. Aber jetzt war der Untergang des Hauses und vielleicht noch sehr vieler, fast sicher zu erwarten. Die Flamme schlug, obgleich man kräftigen Widerstand leistete, schon gegen das Dach, und unter diesem lag — ein Fäßchen Pulver. Entzündet sich dieses, so ist keine Rettung, (denn ohnweit des Hauses waren viele Scheuren und Ställe) und was nicht verbrennt, wird zerschmettert. Diese fürchterliche Gefahr sah Therese voraus, und faßte einen edlen Entschluß. Sie kam auf einem ihr bekannten, aber gefahrvollen Wege unter das Dach,

unter welchem die Wärme schon sehr groß war, wickelte das Fäßchen in ein nasses Tuch, und trug es über die Stiege, wo schon eine Flamme heranschlug, glücklich auf die Straße. Aber da sank sie, ermattet von der übergroßen Anstrengung, nieder, und fiel in eine Ohnmacht.

Beim Erwachen fragte sie zuerst nach ihrer Herrschaft, und erhielt die frohe Nachricht, daß nicht nur diese wohl erhalten, sondern auch durch Gottes und guter Menschen Hülfe der Brand gelöscht, und das Haus der Herrschaft beinahe ganz gerettet sey. „Dir sey Dank, großer Gott!“ sagte Therese, indem sie die Hände gen Himmel hob, und vor Freuden weinte.

Therese ärndtete ihres Muthes und ihrer Besonnenheit wegen das Lob der ganzen Stadt, und gewann besonders die Liebe und Achtung ihrer Herrschaft durch ihre edle, hochherzige Handlung in einem so hohen Grade, daß sie immer bei ihr im Dienste bleiben mußte. Einige Zeit nachher erhielt sie als Lohn ihrer edlen Handlung das Ehrenbürgerrecht der Stadt.

Einen solchen Muth, eine solche Besonnenheit und Liebe hatte ein Mädchen von kaum 20 Jahren! Wie viele Dienstboten beschämt dasselbe, die bei jeder Gefahr zittern und die Flucht ergreifen!

4.

Im siebenjährigen Kriege wurden die Preussen einmal von österreichischen Dragonern überfallen, und

der preußische General Fouquet (Fukeh), der das Commando führte, wurde jämmerlich zerhauen. Schon lag er auf der Erde in seinem Blute; seine Wunden waren zwar nicht tödlich, aber einige Dragoner, die betrunken waren, fuhren immer fort, ihn mit Säbelhieben zu mißhandeln. Sein treuer Reitknecht, der dieses sah, warf sich über ihn her, bedeckte ihn so, und fing die Säbelhiebe mit seinem Leibe auf, wodurch er seinem Herrn das Leben rettete. Denn der österreichische General Laudon ließ bald den Dragonern befehlen, Einhalt zu thun, und schickte sein bestes Pferd, um den sehr verwundeten General vom Schlachtfelde abzuholen, und in Sicherheit zu bringen. Sowohl der General als sein treuer Reitknecht wurden wieder geheilt, und dieser erhielt nachher lebenslänglich einen jährlichen Gnadengehalt als Lohn seiner Treue.

So laßt uns denn immer liebreich des Nächsten uns annehmen, helfen und retten, wo wir es vermögen, und nie ermüden, Gutes zu thun; zu seiner Zeit werden wir auch ärndten ohne Aufhören. Galat. 6, 9.

Mein eignes Leben nicht allein,
Auch meines Nächsten Leben,
Soll theuer mir und heilig seyn,
Und eifrig will ich streben,
Es zu erhalten wo ich kann;
Will dienen, helfen Jedermann;

Will jeden vor Gefahren
Gern warnen und bewahren,
Und fordert es die höchste Noth —
Leid' ich für And're auch den Tod.

Höret, liebe Dienstboten! noch zwei Geschichten von Dienstboten, die in drohender Gefahr liebend den Nächsten retteten; erbauet euch, und fasset frohen Muth, mit Gottes Gnade ein Aehnliches zu thun.

•

Im Sommer 1826 ging ein Dienstmädchen in * * am Bodensee vor das Thor, um die Wäsche der Herrschaft im See zu reinigen. Sie arbeitete fleißig, ohne sich viel um das müßige Gerede mancher Nachbarin zu bekümmern, die links und rechts um sie waren. Der Abend nahete, und ein etwas starker Wind bewegte die Fluthen. Da kamen einige Knaben, die ohne Aufsicht waren, und bestiegen ein Schiffchen, welches am Ufer stand. Das Schaukeln des vom Winde bewegten Schiffchens gefiel den guten Kindern gar wohl: aber sie ahneten nicht, in was für eine große Gefahr sie sich begäben. Das Schiffchen schaukelte immer stärker, bis endlich — ein Knabe von 7 Jahren in den See stürzte. Obwohl das Schiffchen am Ufer stand, so war das Wasser doch so tief, daß man von dem Knaben sogleich nichts mehr sah. Ein jämmerliches Geschrei der übrigen Kinder machte die Mägde, welche noch wuschen, aufmerksam, und händeringend sprangen sie am Ufer umher, als sie

das Unglück vernahmen, vom Kinde aber keine Spur mehr sahen.

Das Dienstmädchen besann sich einen Augenblick, warf schnell eines der Oberkleider hinweg, und begab sich auf jene Seite des Schiffchens, an welcher der Knabe hinausgefallen war. Sie suchte mehrere Minuten; da klopfte ihr das Herz, denn sie glaubte, daß der Knabe von den Wellen in die Tiefe getrieben worden sey. Auf einmal bemerkte sie am Boden trüben Grund, und sie stürzte sogleich unter das Wasser, suchte mit der Hand und hatte das Glück, den Knaben beim Kleide zu erwischen. Schnell begab sie sich wieder in die Höhe; die Gewalt des Wassers wollte auch sie heben; schon stand sie bis unter die Arme im See; da blickte sie zuerst zum Himmel, hob den Knaben aus dem Wasser, kämpfte sich durch die Wellen, und erreichte glücklich das Ufer. Ganz durchnäßt, verließ sie doch den armen Knaben nicht, der kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Alle Mägde schrieen: stellt ihn auf den Kopf, daß das Wasser herauslaufe! Aber das Mädchen wußte, daß dieses gewiß des Kindes Tod herbeigeführt hätte; sie gab dieser unvernünftigen Forderung kein Gehör, sondern legte den Knaben sanft auf den Boden, und schob unter sein Haupt so viel Wäsche, bis es etwas höher lag, und rief, daß man schnell einen Arzt holen sollte. Mittlerweile entledigte das edle vernünftige Mädchen den Knaben aller Kleider, und rieb die Brust und die Füße mit einem trockenen Tuche, reinigte den Mund von Schlamm und Wasser. So ge=

lang es ihr, den Körper warm zu erhalten, bis der Arzt kam, und nach zweckmäßig angewandten Mitteln den Knaben wieder zur Besinnung brachte.

Jetzt erst dachte das gute Mädchen an sich selbst, bat eine Magd in der Stadt ihr trockene Kleider zu holen, und nachdem sie diese erhalten, kleidete sie sich in einem Gartenhäuschen um. Die Eltern, erschreckt von der traurigen Nachricht, eilten zum geliebten Kinde, und fanden es durch die Hülfe Gottes und edler Menschen wieder lebend. Sie boten dem Dienstmädchen Geld zur Belohnung an, aber es antwortete: „Ich that, was jeder Christ in solchen Fällen schuldig ist; und daß ich Kraft dazu in mir fühlte, dafür danke ich Gott.“ Unter den heißesten Segenswünschen der Eltern ging es nach der Stadt zurück.

6.

Der Muth eines edlen Herzens sinkt oder erschlafft nicht an der größten Schwierigkeit, um ein schönes Unternehmen auszuführen; lieber geht der dafür Kämpfende selbst unter, als daß er die Palme des Sieges aufgäbe.

Maros, ein Matrose oder Schiffsknecht, begann einen edlen Kampf um Menschenrettung. Er war auf einem Meerschiffe, einer französischen Barke; aber sein Herz und die gewonnene That, reiht ihn den edelsten Menschen jeder Zeit an. Im letzten Monat des Jahres 1785 lag bei der Vorfeste von Adge, ei-

ner Stadt im mittäglichen Frankreich eine Tartane, das heißt ein Fahrzeug, von gewöhnlichen Barken nur durch die Masten verschieden, vor Anker. Dies Fahrzeug hatte eben einen heftigen Sturm bestanden, und leck geworden in diesem, drohte es der Mannschaft und dem Schiffsherrn in jedem Augenblicke Untergang und Verderben. Um diesem zu entgehen, ließ der Schiffsherr die Ankertaue kappen, oder abschneiden, und suchte mit dem durchlöcherten Schiffe den Strand zu erreichen. Allein, weit noch vom Gestade, zeigte sich ihm und der lautschreienden Mannschaft, statt dessen, nur der schrecklichste Tod, und völliger Untergang in der Nähe, indem das Schiff bereits schon zu sinken anfing. Durch das plötzliche Geschrei aufmerksam gemacht, sah dies Unglück Maros, dessen Barke gleichfalls bei der genannten Vorfeste vor Anker, aber außer Gefahr, lag. Es sehen, sich ins Meer stürzen, und der sinkenden Tartane zuschwimmen, war ein Augenblick des Entschlusses und der Ausführung. Man warf ihm von dem immer mehr sinkenden Schiffe jetzt ein Tau zu, allein die Wellen warfen ihn zurück, ehe er dasselbe zu erreichen vermochte. Umsonst angestrengt und ermattet, schwamm er nach seiner Barke zurück, um einen Augenblick Athem zu schöpfen; im nächsten aber stürzte er sich sogleich wieder in die Fluth, kämpfte mit verdoppelter Kraft mit den Wogen, wurde jedoch wiederholt von diesen, vor Erreichung des Taues, rückwärts geschleudert. Immer tiefer sank jetzt die Tartane; aber sein Muth sank nicht; zweimal noch begann er um-

sonst den gefährlichen Kampf mit dem furchtbaren Meere; endlich gewann seine Anstrengung, und sein, mit der Gefahr sich verdoppelnder Muth, über Meer und Tod den Sieg; er erhaschte glücklich das Tau, hielt es fest mit den Zähnen, und erreichte so eilend und glücklich das Ufer. Hier warteten seiner bereits noch 2 andere Matrosen, die theilnehmend dem Vorgange zusahen, aber den braven Gefährten aus ihrer Entfernung mit Nichts, als ihren frommen Wünschen, zu unterstützen vermochten. Jetzt aber spannten sich diese mit Maros dem glücklich gewonnenen Tau vor, und zogen an diesem die Schiffbrüchigen, die, Einer neben dem Andern an dem Tau gehalten, mit diesem sich ins Meer gestürzt hatten, gerettet an das Ufer. Der edle Schiffsherr, seiner Mannschaft den Vorsprung der Rettung gönnend, beschloß als der letzte Mann, die Reihe, und kaum war auch er dem sinkenden Schiffe entsprungen, als dies hinter ihm in den Abgrund sank. Dankbar drückten die Geretteten den edlen Maros und dessen beide Gefährten an das gerührte, hochklopfende Herz, und erzählten Jedem der indeß herbeigeeilten Zuschauer, die hochherzige Handlnng. Auch außer dem, dieser edlen Handlung selbst eigenen Lohne, erhielt diese noch eine besondere Belohnung. Graf Perigard, der Befehlshaber der Festung, hatte nämlich den ganzen Hergang nach Hofe berichtet, und erhielt von diesem 500 Franken, die er unter die drei Theilnehmer der Rettung vertheilte.

Was ihr gethan habt einem von diesen meinen

geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. So spricht Jesus bei Matth. 25, 40.

Muthig sollst du wagen,
Darfst nicht lange zagen,
Wenn du Stärke hast und Kraft,
Die des Nächsten Rettung schafft.
Hilf zum Leben aus der Noth
Jedem, dem Verderben droht.

Liebe dein Vaterland.

Vaterland, ein schönes Land; Vaterland, ein heiliges Land; es ist das Land, in dem wir geboren, erzogen, unterrichtet wurden; in dem unsere Eltern, Geschwister, Freunde leben; in dem ein weiser, menschenfreundlicher Fürst Alles zum Wohle der Unterthanen leitet; in welchem Ordnung ist durch weise Gesetze; in welchem wachet die Obrigkeit, daß jedem Bürger, wes Standes er auch sey, Recht widerfahre, und er ruhig und froh in seinem Berufe leben könne.

Auch ihr, liebe Dienstboten, habet ein theures Vaterland, in welchem ihr viele Wohlthaten genossen habet und noch genießet. Lieben sollet ihr es, Alles für dasselbe thun, zum Wohle desselben nach allen euren Kräften mitwirken, und besonders die von Gott gegebene Obrigkeit schätzen und ehren. Darum ruft euch der heil. Apostel zu: Fürchtet Gott; ehret den

König. Seyd unterthan des Landes Fürsten und der Obrigkeit, gehorsam und zu allen guten Werken willfährig. Ein guter Bürger wünscht und befördert das Beste seines Ortes, wie jedes Glied seines Körpers allen übrigen dienet. Auch der Dienerstand soll zum Wohle des lieben Vaterlandes beitragen, besonders in der Zeit der Gefahr. Verlasset euer Vaterland nicht zur Zeit der Noth; seyd klug und muthig, wenn der Feind nahe ist. Achtet selbst eures Lebens nicht, wenn des Vaterlandes Wohl es von euch fordert. Es ist rühmlich, den Tod der Ehre für das Vaterland zu sterben. Am wenigsten aber vermiethet oder verkauft euch einer fremden Macht zu Soldaten, die euch gegen euer Vaterland zu streiten zwingen könnte. Schändlich ist es, gegen sein Vaterland, seine Brüder und Freunde zu streiten. Höret daher folgende Erzählungen aufmerksam an, daß auch in eurem Herzen die Liebe zum Vaterlande erwache und stark werde.

1.

Im schwäbischen Kriege, in welchem sich viele der mächtigsten Fürsten und Städte Deutschlands gegen die Schweitzer Eidgenossenschaft verbanden, bediente man sich statt der Trompeter und Eilboten, entweder junger Mädchen oder alter Weiber. Ein solches schweitzerisches Mädchen kam mit Briefen von den Kantonen nach der Stadt Konstanz zu dem Kaiser. Als es im Vorhof auf Antwort

wartete, ward es von den Trabanten gefragt: Was thun denn jetzt deine Landsleute?

„Sie rüsten sich auf eure Angriffe“ entgegnete das Mädchen.

Wie groß ist denn ihre Zahl?

„Groß genug, um euch zu verjagen.“

Nu, sag' nur so ohngefähr, wie viel ihrer sind! —

„Bei der letzten Schlacht hättet ihr sie wohl selber zählen können, wenn euch eure Flucht nicht blind gemacht hätte.“

Haben sie denn Lebensmitte?

„Ohne Zweifel, weil sie noch leben; und wenn es ihnen [an Proviant fehlt, so holen sie ihn bei euch!“ —

Einer der Umstehenden wollte das Mädchen schrekken, und] hob das entblößte Schwerdt gegen dasselbe. Da lachte es aber und sagte: „Du bist mir ein rechter Mann, wenn du dich an ein schwaches Mädchen machst! Lieber seh' ich dich im Streit mit einem bewaffneten Eidgenossen, der mit der Faust kämpft und nicht mit Worten.“ —

Die Trabanten freuten sich ob der Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit dieses Mädchens. Ein Officier erzählte das Gespräch dem Kaiser, der sich wunderte, bei einem schwachen Mädchen so viel Vaterlandsliebe und Klugheit zu finden, und ließ es beschenken. Froh kehrte das Mädchen zu den lieben Seinigen zurück.

Wenn Feinde über euer Vaterland euch ausfragen, und den Stand desselben erforschen wollen, so redet eben so klug, muthig und unerschrocken.

2.

In den Kriegen, welche die Engländer im 14ten Jahrhundert, unter der Regierung Johann des Guten, und Eduard III. in Frankreich führten, hatte sich im Jahre 1360 ein Trupp Engländer des Städchens Creil in der Picardie bemächtiget. In der Nähe desselben liegt ein Flecken, Langueil genannt. In diesem hatten sich 200 Bauern verschanzt, an deren Spitze Guillaume l'Alouette (Gilliom l'Aluett) stand. Aber kaum haben sich diese festgesetzt, so wird der Platz von den Feinden angegriffen, und Alouette fällt unter ihren Streichen. Dieser Mann, ein Bauer wie die andern, hatte einen Knecht, Namens Grandferré, einen starken und tapfern Burschen, der seinem Herrn von ganzem Herzen ergeben war, und sein Vaterland sehr liebte. Als er denselben fallen sieht, nimmt er ihn in seine Arme, und sucht ihn ins Leben zurückzurufen. Sein Bemühen blieb ohne Erfolg. Außer sich vor Schmerz, wirft er flammende Blicke auf seine Gefährten, und ruft ihnen zu: „Freunde! rächt meinen Herrn, rächt euch selbst; folgt mir“! Mit diesen Worten stürzte er, die Axt des erschlagenen Herrn in der Hand, auf die Feinde zu; in kurzer Zeit hat er 18 derselben zu Boden gestreckt; die übrigen weichen in großer Bestürzung zurück, er verfolgt sie, fällt über den Fähndrich her, reißt ihm die Fahne aus der Hand, und übergiebt sie einem seiner Begleiter um sie in den Graben zu werfen. Dieser zeigt ihm einen Heerhaufen von Feinden, der sich wieder zusammengezogen hat,

Grandferré's Muth wird durch diesen Anblick nicht erschüttert. Er greift den Haufen an, zwingt ihn zur Flucht, und bleibt Herr des Schlachtfeldes.

Indessen hatten sich die Engländer nicht sobald vom ersten Schrecken erholt, als sie sich ihrer Niederlage schämten, und einen neuen Angriff beschlossen. Der Erfolg war nicht glücklicher für sie. Zehn fielen unter Grandferré's furchtbarer Axt. Die Uebrigen suchten ihr Heil in der Flucht und hinter den Mauern. Grandferré aber zieht mit Schweiß und Blut bedeckt, siegreich in Langueil ein. Zum Unglück führt ihn hier sein Weg an einem Brunnen vorbei, und da ein brennender Durst ihn quält, trinkt er unvorsichtiger Weise von dem eiskalten Wasser. Ein heftiges Fieber ist die Folge davon, so daß seine Gefährten für nöthig hielten, ihn noch in derselben Nacht in sein Dorf Rochecourt (Roschkur) zu den Seinigen zu bringen. Die Nachricht hievon gelangte sogleich zu den Feinden. Brennend vor Rachgier und voll von der Hoffuung, den furchtbaren Feind jetzt mit leichter Mühe zu züchtigen, machten sich 12 von ihnen auf und drangen nach Rochecourt vor. Man benachrichtiget den schon Kranken von dem anziehenden Feinde; sogleich springt er vom Bette auf, ergreift seine Axt, und erwartet auf dem Hofe, den Rücken an die Wand gelehnt, den kommenden Feind. Wüthend greift dieser an; aber Grandferré führt auch jetzt seine Streiche mit solcher Sicherheit, daß er 5 der Angreifenden tödtet, und dadurch die Uebrigen so in Schrekken jagt, daß sie hinter die Wälle von Creil zurück-

fliehen. Nach diesem neuen Siege wirft sich Grand-ferré, vom Kampf und Fieber erschöpft, auf sein Bette, und giebt bald nachher seinen Geist auf.

Welche Liebe, welch ein Muth für des Vaterlandes Wohl! 31 Feinde erschlug dieser tapfere Knecht. Wie nützlich hätte er seinem Vaterlande noch seyn können, hätte er nicht die große Unvorsichtigkeit begangen, in der Hitze zu trinken! —

Ich will durch Fleiß und Redlichkeit
Dem Vaterlande dienen,
Und was mir das Gesetz verbeut,
Mich nie zu thun erkühnen.
Ich will getreu und liebreich seyn,
Ihm in Gefahren Schutz verleih'n,
Ihm immer willig nützen,
Und vor dem Feind' es schützen.

Sey dankbar gegen die Herrschaft.

Eine der heiligsten Pflichten ist Dankbarkeit gegen Wohlthäter. Was sie mit wohlwollender liebevoller Hand gethan haben, soll man erkennen, nie vergessen, und zweckmäßig anwenden, ja selbst wieder zu vergelten suchen, wenn man je es zu thun in den Stand gesetzt wird. Die Herrschaften sorgen mit elterlicher Liebe für die Dienstboten, unterweisen sie in der guten Zucht und Sitte, warnen sie vor des La-

sters Irrwegen, zeigen ihnen manchen nützlichen Vortheil bei der Arbeit; ja sie schenken den Guten und Armen oft Manches, was sie zu geben nicht verbunden wären. Wer gefühllos gegen die Wohlthaten der Menschen ist, ist es auch gegen die unzählbaren Gutthaten Gottes, und eben deswegen ein unsittlicher böser Mensch. Der Undankbare schadet Andern, weil nichts die Menschen mehr vom Wohlthun abschreckt, als die Undankbarkeit. Danket daher, liebe Dienstboten! eurer Herrschaft mit Mund und Herz und in der That; kommet ihr einst in den Stand, zu vergelten, was ihr Gutes empfangen, so thut es; das ist Gott und den Menschen wohlgefällig. Es gab immer Dienstboten, die diese heilige Pflicht kannten und erfüllten. Höret einige schöne Züge dankbarer Herzen.

1.

Ein Goldarbeiter zu Berlin, der 6 unerzogene Kinder hatte, war aus Mangel an Arbeits-Verdienst in große Noth gerathen. Er hatte einen Gesellen Willmann, der bei ihm ausgelernt hatte, und noch einen Lehrburschen, welche mit ihrem Herrn die Noth ertrugen, ohne ihn verlassen zu wollen. Willmann hatte sehr viel gelernt, und liebte seinen Lehrherrn recht. Lange beobachtete er den stillen Gram desselben und den lauten Unmuth, und wenn er je etwas mit ihm sprach, so waren es Worte des Trostes, mit denen er die kummervolle Seele desselben aufzurichten, und in ihr Hoffnung einer bessern Zukunft zu erwek-

ken suchte. Endlich, da es so weit gekommen war, daß die Verleger, für welche er arbeitete, ihre Waaren nicht mehr absetzten, und daher auch nicht mehr fortarbeiten lassen konnten, ja der Goldarbeiter sogar Schulden machen mußte, so wurde Willmann, der dankbare Geselle, der Retter seines unglücklichen Herrn. Ohne Vorwissen desselben setzte er an den Bankier Schikler in Berlin ein Schreiben auf, das dem Kopfe und Herzen des Jünglings Ehre machte. Folgendes ist ein kurzer Auszug davon.

„Ich nehme Zuflucht zu Euer Hochedlen, für eine unglückliche Familie, deren Vater ein Goldarbeiter, mein Lehrherr gewesen ist. Sie ist ohne Schuld äußerst arm. Da entsteht in mir der Gedanke, ob sich nicht Jemand ausfinden ließe, der diesem unglücklichen Vater, um sich und die Seinigen zu retten, eine gewisse Summe vorstreckte? — So dachte ich lange, aber ich getraute mir nicht, Jemanden darum zu bitten, aus Furcht abgewiesen zu werden. Jetzt ist kein anderes Mittel; ich wage es daher getrost, auf den Ruf des Edelmuthes Euer Hochedlen, Sie zu bitten, diesem unglücklichen Manne 100 Reichsthaler gegen Zinsen zu leihen. Sie werden eine Familie wieder fähig machen, Freuden des Lebens zu fühlen, und den Segen der Gottheit, die keine gute Handlung unbelohnt läßt, würden die Geretteten für Euer Hochedlen erflehen.“

Der treffliche Jüngling trug diesen Brief selbst, ohne Namensunterschrift zum Bankier, und erhielt mündlich die Antwort: daß man sich nach den wah-

ren Umständen der Sache erkundigen wolle. Ein dortiger Kaufmann erhielt diesen Auftrag, und fand Alles so, wie es im Briefe vorgestellt war. Auf diesen Bericht händigte Schikler dem Goldarbeiter 100 Reichsthaler ein, mit der Versicherung, daß diese ein Geschenk für ihn seyn sollen. Erstaunt erfuhr dieser jetzt erst, daß sein Geselle die Veranlassung dazu gewesen, und Thränen der Freude und des Dankes waren Alles, was er in dem ersten Augenblicke erwiedern konnte. Der Menschenfreund Schickler konnte die Treue und Rechtschaffenheit eines so guten Menschen, wie Willmann war, nicht unbelohnt lassen, und machte ihm ein Geschenk, das aber dieser, zufrieden, seinen Herrn gerettet zu sehen, sich lange weigerte anzunehmen. Um dieser Familie noch mehr Gutes zu thun, bat sich der edle Wohlthäter auch eines von den 5 Kindern, ein Mädchen von 10 Jahren, aus, und sorgte dafür, daß es im Berliner französischen Waisenhause aufgenommen und erzogen wurde.

So wurde ein dankbarer Geselle, ein Diener, der Retter einer Familie, die ohne dessen edlen Entschluß gewiß in das tiefste Elend gesunken wäre.

2.

Ein armes Mädchen, Namens Catharina, war von ihren frommen, christlichen Eltern sorgfältig erzogen worden. Sie besuchte mit Lust und Nutzen die Schule, zeichnete sich vor vielen andern durch Fleiß und Sittsamkeit aus, war die Freude ihrer braven El-

tern, und aller guten Nachbarn. Sie würde der beste Trost, die Stütze ihrer Eltern im Alter gewesen seyn, wenn sie dieselben nicht sehr früh verloren hätte. Ihr Vater starb zuerst, und ihre Mutter, die ihr in der Tugend zum Muster gediente hatte, verlor sie, als sie 12 Jahre alt war.

Viele von ihren Nachbarn wollten die gute Catharina zu sich nehmen, und sie als ihr eigen Kind halten. Einer konnte sie aber doch nur bekommen, der sich dieselbe von der Mutter auf dem Krankenbette ausgebeten hatte. Sie blieb 4 Jahre in diesem Hause, wo sie wie ein Kind gehalten wurde.

Nun glaubte sie, sie müßte sich ihr Brod durch ihre Händearbeit verdienen, und verdingte sich. Ihre Eltern hatten nur wenig Vermögen hinterlassen. Sie nahm nichts davon, sondern überließ ihren Theil ihrem jüngern Bruder, damit derselbe ein Handwerk dafür erlernen konnte. Sie diente viele Jahre, und verhielt sich an allen Orten so treu und fleißig, daß sie bei keiner Herrschaft weniger als 10 Jahre diente. Sie fand auch Gelegenheit zu heirathen; denn Personen, die als Dienstboten fromm, treu und fleißig sich zeigen, werden gesucht, weil sie sehr selten, und in der Folge gute Hausmütter sind, aber sie sah voraus, daß dadurch die armen Familien ihres Ortes nur vermehrt werden würden, und wollte daher lieber ledig bleiben, und sich durch Arbeiten im Dienste einer guten Herrschaft ernähren. Da sie in den Vierzigen war, und sich von ihrem Lohne schon eine Baarschaft

von 230 fl. erspart hatte, kam sie als Haushälterin zu einem Paar jungen Eheleuten auf dem Lande.

Hier erfuhr sie, daß eine ihrer vorigen Herrschaften durch Unglücksfälle in die größte Armuth und in Elend gerathen sey. Dies ging ihr sehr zu Herzen, und sie faßte einen schönen Entschluß. Sie packte 100 fl. zusammen, schickte sie dem Herrn Pfarrer des Ortes, in welchem jene verarmte Familie wohnte, und schrieb folgenden Brief dazu:

Hochwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Die unglückliche Familie, bei welcher ich ehmals diente, dauert mich recht sehr. Sie werden dieselbe doch oft besuchen und trösten! Es sind ja Schaafe ihrer Heerde. Ich schicke Ihnen hier 100 fl., die ich nicht brauche; die arme Familie aber hat sie gewiß nöthig. Ich komme bald hinunter, da will ich sie auch besuchen. Sagen Sie aber doch nicht, daß es von mir kommt. Ich würde mich Ihnen nicht zu erkennen geben; aber ich thue es nur, um Ihnen Freude zu machen, und für die schönen Predigten zu danken, die ich so oft von Ihnen gehört habe. Nehmen Sie es mir nicht übel, das ich Ihnen das schicke. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und alles Wohlergehen, und verbleibe

Ihre
gehorsamste Dienerin Catharina —.

Welch ein Edelmuth, welch ein reiner Dank für die unglückliche Herrschaft! All' solchen guten Seelen

fehlt Gottes Segen gewiß nicht. Gehet hin, und thuet desgleichen!

3.

In dem Reichskriege gegen Frankreich sollte jedes deutsche Land sein Contingent, oder seinen Mannschaftsbeitrag zu der Reichsarmee stellen. Dieses Schicksal betraf auch manche kleine Länder, in welchen bisher keine Soldaten gehalten wurden. Man mußte also Rekruten ausheben. Die Einwohner solcher Länder stellten sich den Krieg noch weit schrecklicher und gefährlicher vor, als er wirklich ist, weil er ihnen noch etwas Fremdes und Neues war, und weil sie und ihre Vorfahren noch niemals Feldzüge und Schlachten beigewohnt hatten. Deswegen zitterten alle Eltern bei dem Gedanken, daß ihre Söhne vielleicht gegen die Franzosen mitziehen müßten. So war es auch in der Grafschaft Lippe in Westphalen. Die Rekruten wurden durch das Loos bestimmt. Das Loos traf unter andern auch den Sohn eines Müllers im Amte Schwalenberg. Vater und Mutter jammerten sehr über das traurige Schicksal, das ihren geliebten Sohn den Feinden des Vaterlandes entgegen führen sollte. Aber nirgend her war Hülfe zu erwarten.

Der Müller hatte einen Knecht, Namens Rehkater, den er als ein armes Kind aufgenommen und erzogen hatte. Er sah die Betrübniß seines Wohlthäters, er hörte das Jammern der guten Hausfrau, und war innig gerührt, den Frieden, die Ruhe und das Wohl dieser wohlthätigen Familie so getrübt und

aufgehoben zu sehen. Er entschloß sich, die ganze traurige Lage zu ändern; lebhafter als jemals wurden die Gefühle der Dankbarkeit in ihm rege; er erkannte, mit welcher Liebe er in diesem Hause aufgenommen, mit welcher Sorgfalt er erzogen worden sey; und aus Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten erbot er sich, selbst Soldat zu werden, damit der Sohn seines Herrn und Wohlthäters loskommen möchte. Anfangs wollte der Müller, überrascht von diesem Antrage, es nicht annehmen; denn er glaubte, der Liebesdienst, den der Knecht ihm erzeigen wollte, wäre zu groß, die Wohlthaten aber zu gering, die er demselben erwiesen hätte; der Knecht aber versicherte gerade das Gegentheil, indem er bemerkte, sein Antrag sey zu gering für die vielen und großen Wohlthaten, die er empfangen habe. Der Müller nahm endlich den Antrag des Knechtes an; aber er verlangte ihn nicht umsonst. Weil der Knecht so dankbar war, so wollte er es auch seyn. Er gab ihm daher eine Summe Geldes, und nahm ihn an Kindes statt an, so daß er in der Folge mit dem Sohne gleiche Recht hatte.

Seyd dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Jesus Christus an euch. 1 Thess. 5, 18.

4.

Es erregt wehmüthig-freudige Gefühle, wenn man in unscheinbaren Menschen einen so edlen Charakter, innige Dankbarkeit und Liebe, einen hohen

Grad von Zartgefühl und große Selbstüberwindung findet. Wer, wenn er folgende Geschichte liest, die mich am meisten ansprach, freut sich nicht der zarten und großen Seele, die in Cery lebte? wessen Herz wird nicht voll Wehmuth bei der Erzählung ihrer hohen Liebe, Dankbarkeit, ihres Zartgefühles, ihres Edelmuths und ihrer Aufopferung? Liebe Dienstboten! ein amerikanisches Mädchen that dies, welches nie das Glück hatte, so viel schöne Lehren zu hören, wie ihr; und doch war ihre Seele so schön und edel. Möchte diese Erzählung ganz besonders euch ansprechen und zur innigsten Dankbarkeit euch aufmuntern.

Johanna Cery, von einer schwarzen Sklavin und einem Europäer entsprossen, und in der Sklaverei geboren, diente in der niederländischen Colonie Surinam, auf der nördlichen Ostküste von Südamerika, bei einem angesehenen Plantagen- (Plantaschen) Besitzer, Namens Fauconberg (Foconber), von welchem sie aber gar keiner guten Behandlung sich zu erfreuen hatte. In einem Alter von 15 Jahren war Johanna von ausnehmender Schönheit. Ihre äußerlichen Reize wurden noch durch ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit erhöht. Nach dem Tode des gefühllosen Fauconberg kehrte bei der Wittwe desselben, der Herrschaft der jungen Mulattin, ein holländischer Seefahrer, Namens Stedmann, ein, um dort einige Zeit zu verweilen. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes wurde er durch ein jämmerliches Klagegeschrei aus seinem Zimmer in den Hof des Hauses gerufen, wo der Aufseher die arme Johanna, wegen einer unver-

sehens zerbrochenen Kaffetasse, unbarmherzig mit Peitschenhieben züchtigte. Im höchsten Unwillen sprang Stedmann auf den gefühllosen Mann zu, riß ihm das Strafwerkzeug aus der Hand, erbot sich, den durch Johanna angerichteten Schaden gut zu machen, und befreite auf diese Art die arme Sklavin aus den Händen des Wütherichs. Er legte auch ferner bei der Plantagen-Besitzerin ein gutes Wort für sie ein, und von nun an wurde Johanna viel besser behandelt, und sie konnte nie ohne Rührung an den menschenfreundlichen Mann denken, dem sie alles dieses zu verdanken hatte.

In den heißen Sommertagen reißt häufig ein ansteckendes Faulfieber (das neuerlich sogenannte gelbe Fieber) in Surinam ein, welches viele Eingeborne wegzuraffen pflegt, und diesmal besonders gegen die dort wohnenden Europäer wüthete. Auch Stedmann wurde von dieser schweren Krankheit befallen, und in das Hospital gebracht. Freiwillig bot sich Johanna zur Wärterin des Kranken an, und keine Vorstellungen und Bitten, daß sie in ihrem zarten Alter sich nicht unbedachtsam der Gefahr der Ansteckung aussetzen möchte, konnten sie bewegen, sich vom Bette ihres Wohlthäters zu entfernen. Tag und Nacht wich sie nicht von seiner Seite, und pflegte ihn mit kindlicher Liebe und Sorgfalt. Aber alle ihre Bemühungen schienen fruchtlos zu seyn; die Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und der Arzt gab schon alle Hoffnung auf. Kraftlos schloß der Schwerkranke die Augen, und schien nicht mehr zum Leben

zu erwachen. Weinend stand Johanna an seinem Bette und konnte sich nicht trösten. Ach, ihr Retter und Wohlthäter dem Tode so nahe — wie durchschnitt dieser Gedanke ihr das Herz! Alle ärztliche Sorge schien umsonst zu seyn. Schon legte man ihn in der Todtenkammer auf das Stroh, und nahm das Maaß zu seinem Sarge. Alles ging davon, nur die treue Johanna konnte sich von der vermeinten Leiche nicht trennen, sie ahnete noch einige Spuren des Lebens, und beschloß, seine Rettung zu versuchen. Sie rieb die Schläfe des Ohnmächtigen mit scharfem Essig, umwickelte seine erstorbenen Glieder mit Tüchern, welche sie mit Essig befeuchtet hatte, und setzte diese sorgfältige Pflege Stunden lang, wenn schon ohne Zeichen eines glücklichen Erfolges, fort. — Endlich gelang es ihr, einige Tropfen warmen Wein in den Mund des Todscheinenden zu gießen, und — o unaussprechliche Freude! — das Leben kehrte zurück, er fing an zu athmen. Johanna, durch einen glücklichen Erfolg belohnt, setzte ihre Bemühungen desto eifriger fort, der Ohnmächtige schlug die Augen auf, und sah — die treue Johanna ganz allein mit ihm beschäftiget. Wer beschreibt das Entzücken des guten Mädchens, als sie ihrem Wohlthäter noch einmal in die Augen sehen, und eine Thräne des Dankes in denselben lesen konnte! Nun wurden alle Aerzte in der Nähe von ihr zur Hilfe gerufen, und es gelang ihren angestrengten Bemühungen, den Kranken ganz herzustellen. Beinahe aber hätte das dankbare Mädchen eine so große Treue mit dem eigenen Leben be-

zahlen müssen. Sie wurde bald darauf von der nämlichen Krankheit ergriffen, und nur der sorgfältigsten Behandlung der Aerzte, und ihrer guten Leibesbeschaffenheit hatte sie es, nächst Gott, zu danken, daß sie nach schweren Leiden dem Tode entging. Während dieser Krankheit bot Stedmann alles auf, um das Mädchen zu retten, denn sie war durch ihre edle Handlungsweise seinem Herzen sehr theuer geworden. — Als sie genesen war, suchte er ihr ein überraschendes Vergnügen zu machen. Er kaufte ihr für 50 Thlr. Kleidungsstücke und Putz, und überschickte es ihr. Sie nahm das Geschenk an; aber am folgenden Tage fand Stedmann die ausgelegte Summe auf seinem Tische. Johanna war mit den Geschenken zu den Kaufleuten geeilt, und hatte sie durch Bitten und Zureden vermocht, das, was Stedmann für sie gekauft hatte, zurückzunehmen, und hatte von ihren eigenen Ersparnissen darauf gelegt, damit jene in ihr Begehren willigten. Als ihr Stedmann deswegen Vorwürfe machte, sagte sie: „Sie sind nicht so reich, daß Sie so kostbare Geschenke machen können, ich bin durch Ihre Freundschaft für die Dienste hinlänglich belohnt, die ich Ihnen erwiesen habe. Ihr Wohlwollen ist mir mein größter Schmuck, und auch ohne schöne Kleider werden Sie mir immer gut seyn.“ Stedmann machte Johanne nun ein kostbareres Geschenk; er erkaufte ihr von der Plantagen-Besitzerin die Freiheit. Johanna nahm sie mit gerührtem, tief fühlenden Herzen an, und ihre Dankbarkeit war ohne Gränzen. Sted-

mann war von den liebenswürdigen Eigenschaften des edlen Mädchens so eingenommen, daß er nach reiflicher Ueberlegung beschloß, sie zu heirathen, und nach Europa heimzuführen, denn seine Abreise war nahe. Johanna fühlte den ganzen Werth dieses Glücks, aber ihre Bescheidenheit ließ nicht zu, dasselbe zu benützen. „Nach Europa kann und darf ich Ihnen nicht folgen“ — sprach sie im Tone wehmüthiger Bescheidenheit — „dort wäre ich Ihnen zur Last; deswegen kann ich auch nie Ihre Gattin werden. Ihre Familie würde Ihnen die bittersten Vorwürfe machen, daß Sie eine Mulattin geheirathet haben; die Ihrigen würden sich für beschimpft halten, daß sie eine Gattin gewählt haben, die ehemals eine arme Sklavin war; und wenn ich so von den Ihrigen gering geachtet oder gar verachtet würde, so müßte mir das Herz brechen, weil ich es um Sie nicht verdient hätte. Darum lassen Sie mich hier bei meines Gleichen und bei denen, die mich immer lieb haben und schätzen werden, weil sie mich kennen. Meine Freundschaft, Dankbarkeit wird Ihnen überall hinfolgen. Nie werde ich Sie vergessen!“ —

Von diesem Entschlusse konnte Johanna keine Ueberredung abbringen, so schwer auch diese Selbstverläugnung ihrem Herzen ankam, das ganz an Stedmann hing. Schmerzlich war die Trennung von dem Wohlthäter. Er schied; die Wellen trugen den Liebling ihres Herzens fort, und sie sank auf der Anhöhe, von welcher sie dem scheidenden Schiffe nachsah, ohnmächtig nieder, als es ihren Blicken ent-

schwunden war. Von nun an verlor sie alle Heiterkeit; sie war von düsterer Schwermuth gedrückt, welkte sichtbar in der schönsten Blüthe ihres Alters, und — überlebte Stedmanns Abreise nicht lange. Sie sank in das Grab, ehe sie das neunzehnte Jahr vollends erreicht hatte, und wurde auf Veranstaltung der dortigen Frau Godefroy, die liebevoll sich ihrer angenommen hatte, in einem Orangen-Haine begraben.

Gutes, treues Mädchen! möge Gott dein edles Herz, dort gesegnet, in Gnaden aufgenommen, und ihm jenen ewigen Frieden gegeben haben, den die Welt dir nicht zu geben vermochte. Ruhe sanft im stillen Haine, bis der Herr am Tage der großen Aerndte für die Aussaat deiner Liebe, Dankbarkeit und Treue dir des ewigen Lebens Krone reichen wird.

5.

Nicht minder ergreifend und ermunternd ist folgende Geschichte aus dem Leben eines Dieners, der redlich und treu seinem Herrn diente, sich durch Fleiß und Eifer in vermöglichen Stand setzte, und aus Dankbarkeit seinen verarmten Herrn bis an dessen Tod ernährte.

Ludwig Desrouleaux (Deruloh) war Negersklave bei einem Plantagen-Besitzer auf der westindischen Insel St. Domingo. Er suchte schon seit längerer Zeit seine Freiheit, und verdiente sie auch wirklich durch seine treuen Dienste. Sein Herr hatte sie ihm schon mehr als einmal versprochen; aber der

treue und arbeitsame Sklave war ihm zu nothwendig, und der Neger, der seine Hoffnung stets vereitelt sah, entschloß sich nun, etwas zu sammeln, womit er sich loskaufen könnte. In den westindischen Pflanzungen überläßt man den Negern einiges Land, zu dessen Anbau ihnen täglich 2 Stunden bewilliget werden, in welcher Zeit sie sich ihren ganzen Unterhalt verdienen müssen. Ludwig nützte diesen kümmerlichen Vortheil, und durch seinen unermüdeten Fleiß gelang es ihm, sich nebst seinem Unterhalte auch noch etwas Geld zu verdienen. Nachdem er die Ketten schon 12 Jahre getragen hatte, fiel er eines Tages seinem Herrn, der ein Franzose war, zu Füßen. „Herr!“ rief er, und eine helle Thräne glänzte in seinem Auge — „ich habe dir 12 Jahre gedient; ich weiß wohl, die Vorsehung hat mein Leben und meine Freiheit in deine Hände gegeben, aber sprich, ob ich in diesen Jahren deinen Zorn verdient habe?“

„Du bist mein guter Ludwig,“ sagte jener, und ließ ihm ein Glas Rum reichen. — „Ach so nimm mir diese Fesseln ab!“ rief der Neger, und umfaßte die Knie seines Herrn. „Du verlangst viel, sagte der Franzose; du bist mir mehr als 500 Louisd'or werth. Indessen, fuhr er fort, gehe nur wieder an deine Arbeit, ich will mich besser besinnen.“ Ludwig ging. Er erinnerte den Herrn von Zeit zu Zeit an sein Versprechen; allein dieser wies ihn immer wieder ab. Die Schwierigkeiten, die Ludwig fand, machten ihm das Gut, nach dem er strebte, immer reizender, und er suchte seine Kräfte zu vervielfachen,

um seine Freiheit, die er nicht umsonst erhalten konnte, um Geld zu bekommen. Er schätzte sich also nach dem Werthe, den ihm sein Herr beigelegt hatte, und Tag und Nacht träumte er von den 500 Louisd'or. Endlich, nach so manchem verseufzten Tage, trat unser guter Ludwig, der schon einen andern Neger zum Eintreten in seine Stelle beredet hatte, vor seinen Herrn, und zählte ihm die ganze Kaufsumme in Louisd'or hin. Sein Herr erstaunte. „Geh, sagte er endlich; lange genug habe ich mit der Freiheit meiner Mitmenschen Handel getrieben; sey frei! Du machst, daß ich mich vor mir selbst schäme.“ Bald darauf verkaufte dieser edle Herr alle seine Besitzungen, und schiffte sich nach Frankreich ein. Der Aufenthalt in Paris hatte für seine Vermögens-Umstände traurige Folgen, und da er die hohen Begriffe, die man von dem Reichthume eines Mannes hatte, der in Amerika war, unterhalten wollte, überließ er sich ohne Ueberlegung allen Gelegenheiten zu Ausgaben, bis endlich sein ganzes großes Vermögen mit den genossenen Freuden verflogen war. Er hielt es nun nicht mehr für gut, nach seinem Geburtsorte zu gehen, sondern schiffte sich wieder ein, um dahin zurückzusegeln, wo er reich geworden war. In seiner Verzweiflung hielt er es nämlich für weniger erniedrigend, in Amerika diejenigen, die ihm ihren Glücksstand zu danken hatten, um ihre Dienste zu bitten, als in Europa Unterstützung von denen zu erbetteln, die ihn zu Grunde gerichtet hatten.

Unser armer Abentheurer kam auf Cap François

(Franßâ) an; allein seine Freunde, wenn er anders solche hatte, bekümmerten sich nicht um ihn; er mußte daher auf die erbärmlichste Art in den schlechtesten Wirthshäusern herumirren, die am Hafen stehen, und in welchen nur Matrosen und Sackträger einkehren. Noch hatte er seinen ehemaligen Neger Ludwig nicht aufgesucht, er mollte sich ihm in seiner traurigen Lage nicht gerne zeigen. Dieser vortreffliche Mann aber, der sich unterdessen ein schönes Wirthshaus angeschafft hatte, hörte von dem Unglücke seines ehemaligen Herrn, suchte ihn sogleich in seiner elenden Herberge auf, warf sich zu seinen Füßen, nannte ihn noch immer seinen liebenden Gebieter, seinen besten Wohlthäter, und weinte über dessen traurige Lage, die ihm dieser nun auch ohne Rückhalt schilderte. Ludwig ließ es nicht bei bloßen Mitleids-Ausrufungen bewenden; er nahm den Unglücklichen mit sich nach Hause, und übergab ihm sein ganzes Hauswesen zu seinem unumschränkten Gebrauche. Bald aber fühlte der edle Neger, wie sehr dessen Eigenliebe durch einen solchen Wechsel gekränkt worden, und wie widrig jede Art von Abhängigkeit dem seyn müsse, der vorher Gebieter gewesen war; auch fühlte er im Voraus, wie lästig seinem ehemaligen Herrn, die Wohlthaten seines gewesenen Sklaven fallen würden. Und nun zeigte der Mohr — ein Mensch von Götzendienern geboren und erzogen — eine Seele, die eines Thrones werth wäre. „Mein Herr! sagte er eines Tages zu ihm, und umfaßte dessen Knie, „ich habe dir Alles, was ich bin und habe, zu danken; nimm

alles, was ich habe, verlaß das Land, wo du dich immer an dein Unglück erinnerst.“ — „Wovon soll ich aber in Frankreich leben, mein Sohn?“ sagte der Kaufmann. „Ach, mein guter Herr! antwortete Ludwig, „wolltest du wohl von deinem Sklaven etwas annehmen, was er dir lange aus Dankbarkeit zugedacht hat; wolltest du mir nicht die Gnade erweisen?“ Der Herr stand lange da, und wußte nicht, was er antworten sollte. Der Neger fuhr fort: „würdest du wohl mit 1500 Livres (Liwer) jährlicher Einkünfte auskommen?“ — „O, ich halte es nicht aus!“ rief der Herr, und brach in Thränen aus. Der Neger lief fort, und brachte ihm in Zeit von einer Stunde den gerichtlichen Aufsatz, worin ihm auf Lebenszeit ein Einkommen von 1500 Livres ausgesetzt ward. Der Kaufmann, der nach Frankreich zurückkehrte, erhielt wirklich, so lange er lebte, seine Pension alle 6 Monate vorher, ehe sie fällig war, ausbezahlt. Den vortrefflichen, dankbaren Neger, Ludwig Desrouleaux haben mehrere europäische Handelsleute auf St. Domingo kennen gelernt.

Dankbarkeit ist Pflicht und Zier,
Bringt auch Ehr' und Vortheil dir.

Sey immer redlich und ehrlich.

Eine der wichtigsten Pflichten des Dienstboten ist Redlichkeit und Ehrlichkeit. Viel ist den Dienstboten anvertraut, Haus und Flur, Geld und Gut. Der Redliche hat ein Herz ohne Falsch, und meint es in allen Dingen mit seiner Herrschaft gut. Er schätzet jedes Gut seiner Herrschaft, ist auf deren Nutzen immer bedacht, und vergrößert ihn, so viel er es vermag. Der Ehrliche achtet fremdes Gut hoch; lieber ist ihm seine Ehre, als nur die geringste Kleinigkeit, wozu er kein Recht hat. Es mag auch eine Veruntreuung des fremden Gutes noch so gering scheinen, so will der redliche und ehrliche Dienstbote sich dadurch doch nicht der Gefahr aussetzen, die Zufriedenheit und das Zutrauen der Herrschaft, oder die Achtung der Mitmenschen und seinen guten Ruf zu verlieren. Es ist traurig, wenn die Herrschaft unehrlichen Dienern, aus Mangel an Vertrauen, überall nachsehen, ihnen Alles nachrechnen, vor ihnen Alles unter Schloß und Riegel verwahren muß. Der ehrliche und redliche Mensch erwirbt sich das Vertrauen und die Achtung der Menschen, wenn er jedem giebt und läßt, was demselben gehört. Jedem das Seinige! — Ehrlich währt am längsten! Dies sind goldene Sprüche, die ihm heilig sind, und nach welchen er sein Leben einrichtet. Daher betet alle Tage, daß Gott euch, liebe Dienstboten! ehrlich und redlich seyn und bleiben lasse; gelobet Gott, daß ihr

nie mit ungerechtem Gute eure Hände beflecken wollet. Glaubet euch nicht berechtiget, das Geringste heimlich zu unterschlagen, unter dem Vorwande, daß die Arbeit zu stark, der Lohn zu gering sey. Dies wäre immer ein Diebstahl, und zwar der schändlichste — ein Hansdiebstahl, der darum so strafbar ist, weil das geschenkte Vertrauen schändlich mißbraucht wird, und es schwer ist, gegen Hausdiebe sich sicher zu stellen. Erlaubet euch, als redliche und ehrliche Dienstboten, nicht das Geringste gegen die Natur des Gesetzes, das auf Heilighaltung des fremden Eigenthumes dringt. Findet ihr auch durch eueren Dienstvertrag euch wirklich beengt, ist euer Lohn etwas gering im Verhältniß zur vielen Arbeit, so haltet dennoch redlich in eurem Dienste aus, bis nach Umfluß der gesetzten Zeit; dann dürfet ihr mit Recht um Vergrößerung des Lohnes bitten, oder den Dienst verlassen. Auch das Gefundene achtet der Ehrliche und Redliche als fremdes Gut; wer es verloren hat, hat auch das Recht dazu, es zu besitzen. Recht und Pflicht gebieten, das Gefundene zurückzugeben; ist der Eigentümer unbekannt, so soll man sich, um ihn zu erfahren, alle jene Mühe geben, selbst Kosten verwenden, welche wir selbst im gleichen Falle von Andern vernünftig verlangen können, ohne, außer dem Ersatz der Kosten, eine Belohnung für eine Handlung zu fordern, die uns die Pflicht gebietet. Unrecht Gut bringt keinen Segen. Sprüche Sal. 10, 2. Keiner hintergehe oder übervortheile seinen Bruder; der Herr wird alles strafen. 1 Thess. 4, 6. Höret nun, liebe

Dienstboten! Züge der Ehrlichkeit und Redlichkeit von Mitgenossen eures Berufes. Sie hatten Gott vor Augen, achteten seine Gebote, und liebten den Nächsten, dessen Eigenthum sie schätzten, waren ehrlich und redlich, und daher in Segen und der Gnade Gottes, im Wohlgefallen und in der Achtung der Menschen.

1.

Wohl die meisten unter euch kennen das harte Jahr 1817. Der Preis der Lebensmittel war so hoch gestiegen, daß es armen Leuten unmöglich wurde, ihn zu erschwingen. Viele starben aus Hunger, viele fand man, besonders in den schweitzerischen Kantonen, todt mit Gras im Munde. Habsucht und Wucher steigerten die Fruchtpreise und die Noth. Ohne die Hilfe edler, wohlthätiger Menschenfreunde, denen des Armen Noth das Herz rührte, wären sehr viele elend zu Grunde gegangen. Aber mitten in der Noth zeigten sich edle, redliche und mitleidige Seelen.

In einer Stadt am Fuße des Schwarzwaldes wollte die Haushälterin H*** in einem Pfarrhofe am Morgen eines sehr kalten Wintertages in jenem unglücklichen Jahre die Riegel des Hauses öffnen; es war zwischen 6 und 7 Uhr, und der Tag wollte anbrechen. Kaum hatte sie dies gethan, und sich einige Schritte von der Thür ins Innere des Hauses zurückgezogen, so sah sie, wie die Thür sich öffnete, und etwas auf dem Boden zu derselben ins Haus herein kam. Sie war den Mäusen abhold, und fluch-

tete sich sogleich mit einem lauten Schrei, tiefer in das Haus, um dem verhaßten Anblick der vermeinten Maus zu entgehen. Da kam der Hausknecht, durch den Schrei aufmerksam gemacht, und wollte auch nach der Thüre sehen; wie er sich aber derselben näherte, was sah er? — eine Schachtel. Er hob sie auf; sie war sehr schwer, und auf dem Deckel standen die Worte: Gabe für die armen Schwarzwälder. Der Hausknecht erstaunte, einen solchen Fund zu thun, von dem Niemand etwas wußte. Aber er war ein ehrlicher und menschenfreundlicher Mann, der gerne zu dieser Liebesgabe noch selbst mehr gelegt hätte, wenn seine Verhältnisse es gestattet hätten. Er eilte mit dem Funde zur Haushälterin, und zeigte ihr denselben. Auch diese, mit einem mitleidigen Herzen begabt, eine Freundin der Armen, freute sich innig, nicht deßwegen, daß ihr Schrecken umsonst, und nirgends eine Maus war, sondern weil ein gutes Herz den Armen wohlwollend begegnete. Wie leicht hätten diese beiden Diener den beträchtlichen Fund, welchen Jemand nach geöffneter Thür ins Haus geschoben hatte, um unbekannt Gutes zu thun, unter sich theilen können, ohne daß Jemand etwas gewußt hätte? Sie hatten aber Gott vor Augen, liebten und übten seine Gebote, und deßwegen übergaben sie ungesäumt die Schachtel dem Hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer, der das Geld auch mit aller Gewissenhaftigkeit nach des edlen Gebers Willen verwendete.

Sey redlich und getreu der Pflicht,
Gerechtes Gut nur zu erwerben;
Denn unrecht Gut gedeihet nicht,
Kommt selten auf den dritten Erben.

2.

Ein armer Mann, welcher in Mailand Thürhüter war, fand zur Nachtszeit vor dem Hause eines Gastwirths einen Sack mit 200 Thalern. Dieser ließ die verlorne Summe, welche sein Eigenthum war, in öffentlichen Blättern anzeigen, und der ehrliche Finder brachte sie gewissenhaft zurück.

Freudig und dankerfüllt bot der Gastwirth dem redlichen Manne 20 Thaler an. Dieser aber schlug den Antrag aus. Der Wirth ersuchte ihn hierauf, wenigstens 10 Thaler anzunehmen, aber vergebens. Da sagte der Gastwirth: „Ich habe nichts verloren, wenn du nichts von mir annimmst!“ Und bei diesen Worten warf er unwillig den Geldsack zu Boden. Hierauf nahm endlich der Thürhüter 5 Thaler an; aber kaum hatte er sie zum Gasthofe hinausgetragen, als er sie in den für die Armen bestimmten Opferstock eines demselben gegenüberstehenden Klosters warf. — Welch' edle Charakterzüge zweier Männer, die beide vom Glücke nicht begünstigt waren.

3.

Nicht selten ist es der Fall, daß Herrschaften ihre Diener auf die Probe setzen, ob sie wohl ehrlich

und redlich seyen. Sie legen Geld oder sonstige Gegenstände von Werth so irgend wohin, als wenn man sie verloren hätte, oder nicht achte. Da hat nun der Dienstbote Sorge zu tragen, daß er in der Probe bestehe; er läßt es liegen, wo es ist, oder übergiebt es der Herrschaft treu und offen. Geschieht dies auch Einem unter Euch, so soll ihm das nicht wehe thun, denn wer vielleicht einmal betrogen und hintergangen wurde, wird mißtrauisch, und keiner Herrschaft ist es übel zu deuten, wenn sie sich vielleicht solcher Mittel bedient, um zu prüfen die Treue, Redlichkeit und Ehrlichkeit der Diener.

Susanna Helwig, aus Neustadt gebürtig, reiste nach Augsburg, um sich daselbst einen Dienst zu suchen. Als sie in dieser schönen Stadt ankam, wurde eine Dienstmagd in einem Bürgerhause plötzlich krank. In diesem Hause fand sie nun, was sie suchte, einen Dienst. Allein die Herrschaft nahm sie nur unter der Bedingniß auf, daß sie den Dienst wieder verlassen müsse, wenn die krank gewordene Magd wieder genesen würde. Nach wenigen Wochen war die Gesundheit jener Magd wirklich wieder so hergestellt, daß sie im Stande war, ihrem Dienste zur Zufriedenheit der Herrschaft vorzustehen. Nun wäre Susanna ganz dienstlos gewesen, wenn nicht ihre Herrschaft billig gedacht hätte. Diese empfahl sie in dem Hause eines königlichen Beamten, in welchem sie auch dieser Empfehlung vollkommen entsprach; denn Susanna war fleißig, geschickt und getreu.

Im Anfange hatte die Frau Mißtrauen in die ehrliche und treue Susanna gesetzt, wollte ihr nicht jedes Geschäft übertragen, und ging ihr überall auf dem Fuße nach. Dieses kränkte Susanna sehr, und sie wünschte einen andern Dienst. Eines Tages befahl ihr die Frau, aus dem Keller die Flasche rothen Wein, die unter den Flaschen des weißen Weines stand, zu bringen, und gab ihr den Kellerschlüssel. Die Magd fand die Flasche nicht gleich. Während dem Suchen bemerkte sie unter dem Sande ein altes bayerisches Halbgulden-Stück, welches hell glänzte. Sie griff darnach und steckte es zu sich, doch nicht in der Absicht, es zu behalten. Endlich fand sie auch die Flasche mit dem rothen Wein. Eilig ging sie dem Zimmer der Frau zu, übergab ihr den Schlüssel nebst der Flasche, und ging davon, ohne an die Zurückgabe des Halbgulden-Stückes zu denken. Indessen ging die Frau in den Keller, um zu sehen, ob das Stück Geld noch in dem Sande liege. Sehr verdächtig war es nun der Frau, da sie das Geld nicht mehr sah; sie hatte es absichtlich in den Sand gelegt, um die Treue und Ehrlichkeit ihrer neuen Magd zu prüfen. Nach einiger Zeit fiel es der Magd ein, daß sie das Halbgulden-Stück noch nicht zurückgegeben hätte, und eilte dem Zimmer der Herrschaft zu; aber es war schon verschlossen. Auf der Treppe begegnete ihr die ältere Tochter, ein Mädchen von 16 Jahren, welcher sie das Geld mit der Bitte übergab, es der gnädigen Frau einzuhändigen, indem sie es im Keller gefunden, und nicht sogleich übergeben hätte. Die Tochter suchte

die Mutter auf, welche ihr eben aus dem Keller entgegen kam und sagte; „Weißt du, morgen entlasse ich Susannen aus dem Dienste, denn sie ist mir verdächtig. Ich legte ein Halbgulden-Stück in den Kellersand, worin die Weinflaschen stehen, und befahl ihr, aus dem Keller die Flasche mit rothem Wein zu holen. Mit der Flasche kam sie zurück, aber das Geld, welches sie gefunden hatte, behielt sie für sich.“ Die Tochter lächelte, und gab der Mutter das Geldstück, das ihr Susanna überreicht hatte, mit den Worten:

„Mutter! Susanna hat die Probe bestanden.“ — Die Frau nahm das Stück Geld, rief die Magd, und sagte: Hier schenke ich dir dies Geld, das du im Keller gefunden hast, bleibe immer treu und redlich.

Wer treu im Kleinen ist, der ist auch treu im Großen. Luk. 16, 10. Susanna war dies, und immer genoß sie das volle Vertrauen ihrer Herrschaft.

Sey ehrlich stets vor Gott dem Herrn,
Und immer vom Betruge fern!
Du wirst durch Armuth nicht entehrt;
Nur Sünde raubt dir deinen Werth.

4.

Die Wahl eines neuen Erzbischofes von Magdeburg veranlaßte im Jahre 1278 einen Krieg, der das Land grausam verwüstete. Die Markgrafen von Brandenburg hätten gern ihren Bruder Erich zum Erzbischofe gehabt; die Wahl traf aber Graf Günther

von Schwallenburg. Darob entbrannten die Markgrafen von Brandenburg in Zorn, schlossen mit dem Herzog Albrecht von Sachsen und andern Fürsten ein Bündniß und eroberten einige kleine Städtchen an der Elbe. Dieser glückliche Anfang ermunterte den Markgrafen Otto von Brandenburg; er versammelte bei Frose ein zahlreiches Heer, und bestimmte schon den Tag, an welchem er in der Domkirche zu Magdeburg seine Pferde füttern wollte. Schrecken ergriff die Magdeburger, und alle sahen sich rettungslos verloren. Aber der entschlossene Erzbischof Günther, voll Geistesgegenwart, befreite sie von der gefürchteten Gefahr. Er ergriff die Fahne des hl. Moritz, des Erzstiftes Schutzpatron, zog in feierlicher Procession mit Musik auf den Markt, und sprach in kräftigen Worten den Bürgern Muth ein.

Die Furcht verschwand; sie vertrauten auf den Schutz des hl. Moritz, und beschloßen voll Herzhaftigkeit auf das Aeußerste sich zu vertheidigen, und des Heiligen Ehre zu retten. Mit der kühnsten Wuth griffen die Magdeburger Otto's Heer bei Frose an, schlugen dasselbe und fingen sogar den Markgrafen.

Die frommen Magdeburger schrieben den Sieg der Fahne des hl. Moritz zu. Der Erzbischof beschloß, den Mann, welcher aus einer erzbischöflichen Kirche einen Pferdestall zu machen gedroht, in einem großen, hölzernen Käfich zur verdienten Strafe einzusperren. Otto kam wirklich in dies Gefängniß. Seine Brüder Johann und Conrad vermochten nicht, ihn

aus seinem schimpflichen Gefängnisse zu befreien; dies that — die Treue und Ehrlichkeit eines alten redlichen Dieners.

Johann von Buch war bei Otto's Vater lange in Diensten, und zog sich die Ungnade des letztern zu, weil er bei jeder Veranlassung ohne Scheu und Umschweife immer die Wahrheit sagte. In der Noth lernt man den wahren Freund kennen. Otto ließ seine Gemalin ersuchen, sich an Buch zu wenden, und ihn wegen seiner Befreiung zu Rathe zu ziehen. Oft hatte er des redlichen Alten Rathschläge verachtet, und darum wollte dieser auch anfänglich von nichts hören; nur die Bitten und Thränen der Markgräfin bewogen ihn, ein Mittel anzurathen, um Otto zu retten. Sie mußte nach Magdeburg reisen, mit den Domherren zu sprechen, jedem Einzelnen Geld zusagen, um sich dieselben geneigt zu machen. Darauf unterhandelte sie mit dem Erzbischof, der alsbald seine Räthe um ihre Meinung fragte. Viel wußten diese nun von christlicher Liebe und Milde zu sprechen, ja sogar von Nutzen, den der freigelassene Otto dem Erzbisthume bringen könnte. Der Erzbischof versprach, für ein Lösegeld von 4000 Mark Silber (ohngefähr 56000 Thaler) den Markgrafen loszugeben. Er erlaubte ihm sogar auf 4 Wochen in seine Länder zurückzukehren, um nach deren Verlauf bei seinem Ehrenworte entweder die verlangte Summe zu überschicken, oder sich selbst wieder in die Gefangenschaft zu begeben.

Otto war nun wohl frei, aber woher die so große Summe Geldes nehmen? Die Länder der Mark

waren vertheilt, die gesammten Einkünfte einer Linie betrugen nicht viel über 1000 Mark, und mehrere Länder hatten auf dieses Geld Anspruch. Otto glaubte, es sey verantwortlich, zu vieles und überflüssiges Kirchengeräthe, goldene und silberne Gefäße zur Bezahlung des Lösegeldes zu verwenden. Buch versprach aber dem Markgrafen, ihm einen bessern und kürzern Weg vorzuschlagen.

Er führte ihn in die Kirche zu Angermünde, öffnete hier eine verborgene eiserne Kiste, die bis an den Rand mit Gold und Silber angefüllt war und sagte: „Euer Vater, dem Gott gnädig seyn wolle, vertraute mir dies Geld einstens an, ich mußte ihm versprechen, es Euch nur dann zu übergeben, wenn die äußerste Noth Euch drücke, und Ihr meinen Rath suchen werdet. Nehmet den Schatz, er wird zum Lösegeld zureichen.“ Otto erstaunte mehr noch über die Ehrlichkeit, Treue und Redlichkeit des verkannten, alten Dieners, als über die große Summe des gefundenen Geldes, das auf einmal seinem Kummer ein Ende machte. Er ritt sogleich nach Magdeburg, überlieferte das verlangte Geld, und ehrte nun Johann von Buch, bis zu seinem Tode, als einen redlichen, treuen und ehrlichen Diener.

War Johann dies? — allerdings; wie leicht hätte er, der allein von diesem Schatze wußte, schweigen, und alles für sich benützen können. Der Betrüger wird Nichts gewinnen; einen redlichen

Menschen aber zu haben, wird kostbar, wie Gold, seyn. Syr. 12, 27.

Hüt' dich vor ungerechtem Gut,
Weil Gottes Strafe darauf ruht;
Es hilft dir nichts, denn wie gewonnen,
Sagt man im Sprichwort, so zerronnen.

5.

Es kam einst in dem unweit der Stadt * * gelegenen Linsenhofe, der aus 14 Häusern besteht, Feuer aus, welches aber durch die Thätigkeit der Bürger bald gedämpft wurde, so daß nur ein Haus verloren ging. Der Amtmann war einer der Ersten, welche löschen halfen, und eine arme Magd gab dabei ein Beispiel von Ehrlichktit, welches allgemein nachgeahmt zu werden verdient. Die Besitzerin des brennenden Hauses hatte im ersten Schrecken Jemanden ein Paquet mit etlichen 100 Thalern aufzuheben gegeben, ohne daß sie sich erinnern konnte, wer es war. Als sie ängstlich darüber klagte, nachdem das Feuer gelöscht war, kam jene Magd, und brachte ihr das vermißte Geld. Eine andere Magd von schlechter Denkungsart sagte zu jener: „Bist du nicht eine Närrin, daß du das Geld nicht behalten hast! Es war ja Nacht, als du es bekamest, und Niemand hätte auf dich gerathen!“ Aber die ehrliche Magd antwortete: „Dafür soll der liebe Gott mich behüten! Er würde mich gewiß darum gestraft haben, und ich hätte lauter Unsegen davon

gehabt, so aber behalte ich doch ein gutes Gewissen. Alle Achtung und Verehrung einer solchen Dienerin, die ein redliches, ehrliches Herz mehr, als Geld und Gut achtet.

6.

Claude Rougemont (Klod Ruschmoh) war ein ehrlicher Hirte zu Brienne in Champagne (Schampain), einer französischen Landschaft, die ihres köstlichen Weines wegen berühmt ist. Sein Nebengeschäft war das der Hirten jener Gegend, die Bereitnng der Flintensteine, die bis jetzt noch immer ein Geheimniß seyn soll.

Einst saß er eines Abends im Sommer unter einem Baume, ohnweit der Landstraße, auf seiner Schalmei ein Abendlied blasend. Sein treuer Schäferhund ruhte schlummernd an seiner Seite, und vor ihm weidete friedlich die Heerde im Grase. Da kam die Straße von Brienne ein Handwerksbursche dahergewandert, und ging unfreundlich, ohne zu grüßen, vorüber. Nach einer Weile brach auch Claude auf, seine Schafe zur Stadt zu führen; sein Hund trieb, auf ein gegebenes Zeichen, die Zerstreuten zusammen, und er selbst schritt langsam auf der Landstraße hinter dem Zuge her. Plötzlich sah er hier etwas Glänzendes liegen, hob es auf, und fand eine große Brieftasche mit funkelndem Schlosse. Neugierig öffnete er dieses mit dem daran hängenden Schlüssel, und entdeckte darin, außer mehreren andern Briefschaften,

auch einen Wechsel von 200 Thalern, in Straßburg selbst zahlbar. Aus der dabei liegenden Kundschaft ersah er zugleich den Namen des Besitzers, eines protestantischen Seidenwebergesellen, Namens Franz Wildrose aus Colmar im Elsaße, wo Straßburg die Hauptstadt ist, gebürtig. Da lachte Claude bei sich; „was gilts, die hat sicher jener wandernde Handwerksgeselle hier verloren! Zwar ist er kein Catholik, und noch dazu recht unhöflich, sagte mir nicht einmal guten Abend, aber ich will ihm doch nicht sein Eigenthum rauben.“ — Sogleich gab er seinem Hunde den nöthigen Wink, zur Bewachung der Heerde, und wollte eben, als diese den Schritt eingestellt hatte, sich auf den Weg machen, als er Jemanden die Landstraße herauf in raschem Laufe sich entgegen kommen sah. Es war eben der Gesell, dem er nachzugehen im Begriff war. „Habet ihr nicht eine Brieftasche gefunden, guter Freund?“ rief ihm dieser, fast ganz erschöpft schon von ferne zu. Wie ist euer Name? fragte ihn der Hirt, „Franz Wildrose,“ rief dieser außer Athem und ganz ängstlich. Claude schritt dem Beängstigten entgegen, und gab ihm die Brieftasche sammt ihrem Inhalte, wie er sie gefunden hatte. Der Fremde, außer sich vor Freude, nahm die Brieftasche, öffnete sie, und nahm aus einem Seitentäschchen einen goldenen Ring, den er dem ehrlichen Hirten gab. „Behaltet euren Ring.“ — sagte der Hirt — „ihr habt schon durch eure Angst viel gelitten, seyd nun durch euren Rücklauf sicher um eine Meile verspätet. Wir arme Hirten halten es für

Schuldigkeit, Jedem, besonders Reisenden, Dienste zu leisten, und was einmal unsere Pflicht ist, dafür muß man keine besondere Entschädigung annehmen. Aber eine Lehre, guter Freund! möget ihr von einem schlichten Hirten wohl annehmen, die darin besteht: grüßt andere ehrliche Leute, denen ihr begegnet, in Zukunft; ihr könnt nicht wissen, ob dieselben euch selbst nicht einst Dienste zu leisten vermögen.« —

Der Fremde schämte sich, drückte dem ehrlichen Hirten die Hand, und bat um Verzeihung wegen seiner Grobheit. Darauf zeigte der Hirt dem Wanderer einen Feldweg, und sagte: der wird euch noch vor einbrechender Nacht sicher in die Herberge bringen, wenn ihr hurtig lauft. »Euern Namen, braver Mann, muß ich vorher wissen, sagte der Fremde, um meinen Landsleuten sagen und beweisen zu können, daß auch in Frankreich rechtliche Hirten wohnen.« — »Ich heiße Claude Rougemont, erwiederte der Hirte, bin rechtgläubiger Catholik, und wohne zu Brienne in der Straße la vide Nicoline (la vid Nicolän) und nun geleit' euch der Himmel!«

Wildrose nahm von dem Hirten einen herzlichen Abschied, tief bewegt, und nie vergaß er denselben und seine Lehre: auch den Geringsten zu achten, weil auch der Geringste zu nützen vermag, wenn wir gleich durch Bildung ihm weit voraus sind.

Was du findest, gieb zurück;
Fremdes Gut bringt niemals Glück.

7.

In Wien trug sich im Jahre 1785 folgende Geschichte zu. — Ein armer Schreiber verlor einen ihm zur Beförderung übergebenen Pack mit Bankzetteln für 4000 Gulden. (Bankzettel sind eine Art Schuldscheine, welche im Handel und Wandel wie baares Geld gebraucht werden.) Fast gerieth der arme Mensch in Verzweiflung; aber er faßte sich, ging zu seinem Herrn, und trug ihm offen sein Unglück vor. Der Herr glaubte, er habe die Zettel nicht verloren, sondern wolle sie für sich behalten, weil er gar so arm war, und ließ daher den unglücklichen Diener von der Obrigkeit gefangen setzen. Aber in dem Augenblicke brachte ein Dienstmädchen, Namens Johanne, den Pack, welchen sie gefunden hatte, auf das Amthaus. Man wollte ihr 100 Gulden zur Belohnung geben; aber sie nahm sie nicht an. Man bot ihr darauf nur 30 fl. endlich nur 5; allein sie nahm durchaus nichts und sagte: „Ich habe blos als ehrlicher Mensch meine Schuldigkeit gethan, und verdiene keine Belohnung.“

Als Kaiser Joseph II. diese Begebenheit erfuhr, und zugleich hörte, daß dieses Mädchen mit einem Fahnenschmidt versprochen sey, so überschickte er ihr eine Aussteuer zur Heirath, welche 300 Dukaten werth war.

8.

Heinrich Heine war der Sohn eines armen aber ehrlichen Tischlers. Er war von seinem Vater für sein Handwerk unterrichtet und gebildet, leistete dem wackern Vater hierin kräftige Unterstützung. Immer ermahnte der Vater seine Kinder, nur ehrlich und fleißig zu seyn; denn, sagte er, ehrlich währt am längsten. Dieser Ermahnung seines Vaters war Heinrich auch als Lehrbursche und Geselle wohl eingedenk, und setzte sie nie aus den Augen. Er kam auf die Wanderschaft. Hier hätte er oft Gelegenheit gehabt, manche Vortheile sich zu verschaffen, wenn er hätte unehrlich seyn, und vom Wege des Rechtes abweichen wollen. Denn seine Mitgesellen, mit denen er arbeitete, gaben ihm da und dort Veranlassungen an die Hand, ihnen beizutreten, und die Meister zu betrügen, um sich zu bereichern, oder einen vergnügten Tag zu machen, aber Heinrich ging von seinem Grundsatze: bleibe ehrlich! nicht ab.

In Wien bekam er bei einem Meister, der sehr bedeutende Geschäfte machte, Arbeit. Der Mann war sehr wohlhabend, aber genau, und sah es gerne, wenn seine Gesellen recht anhaltend arbeiteten, und wenig dafür annahmen, weshalb er auch immer mit ihnen wechselte, und selten lange sich mit einem vertrug. Heinrich's Mitgesellen machten ihn auf diese Gemüthsart des Meisters aufmerksam, und gaben ihm sehr viele Mittelchen an, diesen zu überlisten und zu

betrügen. Sie nahmen oft von den Kunden mehr, als sie sollten, verfertigten heimlich von des Meisters Holze Stücke, die sie wieder verkauften, und trieben dergleichen böse Dinge mehr. Da sie aber Heinrich nicht für sich gewinnen konnten, und er vom Wege des Rechtes nie abwich, hielten sie ihn für einen Thoren und Andächtler, und ließen ihn gehen. Der alte Meister hatte bei seinem großen Vermögen nur eine einzige Tochter, Anna, die wegen ihres sittlichen Betragens, ihrer Schönheit und ihres Reichthums viele Werber hatte. Sie wollte aber ihren alten Vater nicht gerne verlassen, und wies viele Anträge zurück. Unter den vielen Gesellen ihres Vaters hatte sie den stillen Heinrich wohl bemerkt, hatte einst in einer Bodenkammer unbemerkt ein Gespräch zwischen ihm und 2 seiner Kameraden vernommen, in welchem diese ihm Vorwürfe über seine zu große Ehrlichkeit machten; sie hatte freudig seine bescheidenen, redlichen Antworten mit angehört, und ihn seitdem recht lieb gewonnen.

Auch Heinrich wünschte sich oft, wenn er Anna's Fleiß und schönen Wandel sah, so eine Gattin; aber seine Bescheidenheit erlaubte es ihm nicht, nach der reichen Erbin sein Auge zu erheben. Da starb plötzlich Anna's Vater. Allein konnte sie diesem großen Hauswesen und Handel nicht vorstehen, und, da sie längst durch viele Proben von Heinrich's Ehrlichkeit und Liebe zu ihr überzeugt war, trug sie dem Bescheidenen ihre Hand selbst an. Ueber diesen Antrag war Heinrich entzückt und überrascht. Die

Heirath war bald vollzogen; Heinrich zog seine Familie nach Wien, versorgte seine alten Eltern, erzog seine Geschwister, und lebte sehr zufrieden und glücklich. „Sehet, sagte er dann oft zu seinen Kindern, — gewiß hätte mir Gott nicht das hohe Glück verliehen, eure gute Mutter zur Gattin bekommen zu haben, wenn ich nicht den Grundsatz im Herzen getragen hätte: ehrlich währt am längsten.“

9.

Unter der Zahl derjenigen, die mit aller Gewissenhaftigkeit den Eigenthümer einer verlornen Sache aufsuchen, und das Gefundene zurückgeben, gehört auch der brave Schusterlehrjunge Franz Greisel. Der Trödler Wenzel K * * verlor nämlich am 10. Jänner 1811 seine Brieftasche mit 292 fl. Greisel fand sie, eilte damit zu seinem Meister, und bat ihn den Eigenthümer aufzusuchen; dieser fand ihn bald, und stellte ihm sein Eigenthum zurück. Was aber diese schöne Handlung mehr erhöhete, ist, daß Greisel sehr arm, und eine vater- und mutterlose Waise war. Was wird wohl der Meister von seinen Gesellen gehalten haben?

Eben so ehrlich und redlich handelte der Rothgerbergeselle, Anton Perkornig, von Guttenstein in Unter-Kärnthen gebürtig. Er wanderte im Juni 1812 mit seinem Bündel aus dem väterlichen Hause in die Fremde. Auf dem Wege von Klagenfurt nach Völ-

kermark fand er auf der Straße einen Geldsack, in welchem 550 fl. Conventions-Münze sich befanden. Diesen Sack hatte der Knecht eines Bürgers aus dem Markte Kappel durch sträfliche Nachläßigkeit von dem Wagen verloren. Der redliche Rothgerbergeselle kehrte auf der Stelle um, und trug, obwohl er schon mit seinem gewichtigen Reisebündel beladen war, diesen schweren Fund eine halbe Stunde Wegs nach Klagenfurt zurück. Hier übergab er den ganzen Geldsack dem Magistrate, mit der Bitte, den Eigenthümer ausfindig zu machen, und ihm das Gefundene zurückzustellen, welches auch nach einigen Nachforschungen bewirkt wurde. Diese edlen Handlungen von Rechtschaffenheit und Redlichkeit müssen uns mit innigem Vergnügen und mit aller Achtung gegen den ehrlichen Finder erfüllen.

Darum beeifert euch, liebe Dienstboten! durch Rechtschaffenheit, Redlichkeit und Ehrlichkeit dem Herrn wohlgefällig zu seyn; denn wir werden Alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, damit Jeder empfange, nach dem, wie er im Leben gehandelt hat, es sey gut oder böse. 2 Korinth. 5, 9. 10.

Gefund'nes darfst du nicht verhehlen;
Denn es ist fremdes Eigenthum.
Die es nicht wieder geben, stehlen,
Und haben vor Gott keinen Ruhm.
Die Ehrlichkeit ist deine Pflicht,
Verletze sie im Leben nicht.

Eingezogenheit bringt Ehre und Glück.

Es steht nichts dem Dienstboten besser, als wenn er ganz für sein Seelenwohl, für seinen Beruf und die Erfüllung seiner Pflicht lebt, und so viel als möglich vom Sauerteige dieser Welt, von allem Bösen sich entfernt hält. Ueberall soll sich ein solches eingezogenes sittsames Leben offenbaren. Der eingezogene Dienstbote weilt, außer dem Gotteshause, am liebsten in dem Hause seiner Herrschaft, wo er mit Ueberlegung alle Pflichten treu erfüllt; Gesellschaften und Zerstreuung zu suchen fällt ihm nie bei, erübriget er auch eine Stunde, die er für sich benützen kann, so sucht er durch Lesen guter Bücher, durch Aufsätze schreiben u. dgl. sich eine höhere Bildung zu verschaffen; oder er singt ein ermunterndes frohes Lied, oder arbeitet für sich mit der Erlaubniß der Herrschaft. Mit Wehmuth blickt er auf solche Genossen seines Standes, die alle übrigen Stunden nur damit zubringen, Vergnügen zu genießen, verdächtigen Gesellschaften nachgehen, und auf diese Weise die Achtung der Menschen, ihr gutes Geld, die Gesundheit, und — ihr Seelenheil verlieren. Ach! diese Unglücklichen stürzen sich durch ein solches ausgelassenes Leben in großes Elend. Sie verachten die freundlichen Warnungen der Herrschaft, die Stimme des Gewissens und der bessern Dienstboten, und sinken von Stufe zu Stufe — in Schande, Noth und Verderben.

Eingezogenheit, das stille, fromme, fleißige Leben in Demuth und Einfalt, führt zu Ehre und Glück. Wer achtet und ehrt nicht den Dienstboten, der bescheiden in seinem Blicke, einfach und reinlich in der Kleidung, sittsam bei der Arbeit sowohl, als bei geselligen Unterhaltungen ist? wer liebt und schätzt nicht den Dienstboten, der die Stunden der Erholung für seine weitere Bildung verwendet, sanft in Fragen und Antworten, im Scherze froh und heiter, aber unschuldig und rein ist? er genießt das Wohlgefallen Gottes und die Achtung aller Menschen.

Sittsames eingezognes Leben,
Wird Achtung dir, und einst Versorgung geben.

1.

Rosine Stiller hatte sich die schöne Tugend der Eingezogenheit, und durch diese eine gute Versorgung erworben. Ihr Vater war ein Schneider, und schon ziemlich alt, ihre Mutter war jünger, aber fast immer kränklich, und was der Vater durch Arbeit verdiente, mußte zum Theil für den Arzt und in die Apotheke verwendet werden, und so lebte diese kleine Familie dürftig und kümmerlich. Rosine besorgte das Hauswesen, pflegte die Mutter und unterstützte den Vater in seinem Handwerke, so gut sie es als ein Mädchen vermochte. Da starb die Mutter. Der Vater war durch den Todesfall seiner lieben Frau so ergriffen, daß er bald nachher zu kränkeln anfing. Als er nicht mehr im Stande war, seiner Profession mit

Nutzen vorzustehen, um sich davon zu ernähren, so wurde er in das Bürgerspital aufgenommen. Rosine aber trat bei einem vermöglichen und angesehenen Bürger in den Dienst. Die Frau verwendete Rosine besonders in der Küche, indem sie viele Lust und Geschicklichkeit zum Kochen zeigte. Auch in andern Handarbeiten, als im Nähen und Stricken, war sie wohl erfahren, und konnte im Hauswesen auf mancherlei Weise der Dienstherrschaft nützlich seyn. Ihre Dienstfrau war in ihrem Betragen gegen die Mägde hitzig und ungestüm, aber in Anordnung häuslicher Geschäfte, besonders im Kochen, sehr geschickt. Rosine hatte von ihr manches rauhe Wort zu hören; allein da sie gewohnt war, in Allem, was ihr begegnete, sich in den Willen Gottes mit frommem Sinne zu ergeben, so fügte sie sich bald in die Launen der Frau, und setzte ihrer rauhen Gemüthsart ein sanftes Betragen entgegen. Sie war friedlich mit allen Hausgenossen, aber mit keinem zu vertraut, fröhlich und heiter bei der Arbeit, vermied aber jeden frechen Scherz. Sprach sie mit Personen des männlichen Geschlechtes, so waren ihre Blicke bescheiden, und ihre Worte wohlüberlegt. Sie wies jede vertraute Bekanntschaft mit Männern von sich, welche, vermöge ihres Standes, auf keine ernsthafte eheliche Verbindung denken durften. Wozu, sagte Rosine, soll eine Verbindung oder Bekanntschaft mit einem leichtsinnigen Menschen mich führen? Die Mädchen werden mit leeren Hoffnungen getäuscht, und am Ende verlieren sie die Un-

schuld, die Achtung der Mitmenschen, und alle Hoffnung auf eine gute Versorgung.

Nach 3 Jahren erkrankte ihre Dienstfrau, und lag leidend 7 Monate im Bette. Rosine wartete und pflegte sie mit aller Sorgfalt und Liebe. Die Frau gewann sie auch so lieb, daß sie sich von Niemanden, als von Rosinen wollte bedienen lassen. Endlich starb sie an einer sehr schmerzhaften Krankheit. Der Dienstherr, ein reicher Lederhändler, war nun Wittwer und Vater eines einzigen Kindes, eines Mädchens von 16 Jahren, das einen lahmen Arm hatte, und so schwach am Verstande war, daß es nie einem Hauswesen vorstehen konnte. Rosine, obwohl von armen Eltern geboren, wurde nun von ihrem Dienstherrn unter vielen reichen Bürgerstöchtern, wegen ihrer Treue, Geschicklichkeit und vorzüglich wegen ihrer Eingezogenheit und ihrem unbefleckten Rufe zur Frau gewählt. Aber ihren guten, alten Vater vergaß Rosine nicht, sondern nahm ihn zu sich, und versorgte ihn bis zu seinem Ende.

Dienstmädchen! achtet euch selbst, so werdet ihr auch von Andern geachtet werden. Seyd eingezogen und bemühet euch, still für euren Beruf zu leben, und den Beifall des allsehenden Gottes zu erwerben; dann werdet ihr auch die Gunst aller guten Menschen, und gewiß auch eine glückliche Versorgung erlangen. Bleibet stets an eurem Gott. Ps. 73, 23.

Ich bleibe stets, o Gott! an dir,
Mich soll nichts von dir scheiden

Du wirst mich, leb' ich sittsam hier,
Nach weisem Rathe leiten.
Und ist er gleich oft wunderbar,
So zeigt es doch der Ausgang klar,
Er war voll Heil und Seegen.

2.

Georg D * * war der Sohn eines armen, aber gottesfürchtigen Rebmannes. Er hatte das Glück nicht, seine Mutter zu kennen, denn sie starb schon, ehe er das fünfte Jahr erreicht hatte. Alle Sorgfalt verwendete der gute Vater auf die christliche Erziehung seines Kindes. Georg mußte täglich am Morgen, Mittag und Abend sein Gebet verrichten, und als er älter wurde, die Schule besuchen. Er hatte große Lust am Lernen, übertraf bald seine Mitschüler, und wurde von dem Herrn Pfarrer wegen seines Fleißes, und wegen seiner Bescheidenheit und Sittsamkeit sehr geliebt. Georg war nie stolz, wenn er öffentlich bei der Prüfung belobt wurde; dies war ihm nur ein Antrieb, seinen Fleiß zu verdoppeln. Alle Sonntage ging er, an der Hand seines lieben Vaters, ins Gotteshaus, und hatte seine Freude daran, zu Hause mit seinem Vater über die gehörte Predigt sprechen zu können. Georg war auch froh und heiter, und machte gern, nach vollendeter Arbeit, sein Spiel mit den Genossen seiner Jugend und Schule; aber nie hörte man ein unrechtes Wort von ihm; er war überhaupt sehr eingezogen und sittsam. Sein Va=

ter starb; die vorangegangenen französischen Kriege hatten sein weniges Vermögen verzehrt, und alles wurde verkauft. Da nahm mit menschenfreundlichem Sinne der edle Herr Pfarrer Georg zu sich, unterrichtete ihn noch mehr im Lesen, Schreiben, Rechnen, und sonstigen nützlichen Kenntnissen, und brachte ihn dann in eine große Stadt als Bedienten zu einer Herrschaft. Mit Thränen in den Augen nahm Georg Abschied von dem ehrwürdigen Wohlthäter, und gelobte ihm, nach seinen Lehren immer zu leben. Er hielt Wort. Bei dieser Herrschaft waren mehrere, besonders weibliche, Dienstboten. Georg war wohlgebildet und gefiel denselben recht wohl. Besonders suchte eine derselben ihn zu gewinnen, indem sie öfters ihm etwas besseres zu essen, oder ein gutes Glas Wein ohne Vorwissen der übrigen geben wollte. Doch Georg nahm nichts an, floh den Umgang jener Person, und hatte Gott und seine Pflicht immer vor Augen. Er erinnerte sich in solchen Augenblicken jenes Spruches, den der Herr Pfarrer ihn lehrte:

Wenn die Versuchungsstunden schlagen,
In guten und in bösen Tagen;
So denk' an Gott,
Denk' an den Tod!
Wirst du daran gedenken,
Kann nichts vom rechten Pfad dich lenken.

Darüber nun ergrimmte die böse Person, und suchte Georgen zu schaden; aber wer treu seiner Pflicht ist, hat nie sich zu fürchten. Ließ der Herr

ihn rufen, um, nach vorausgegangener Anschwärzung ihn über eine Klage anzuhören, so vertheidigte sich Georg mit jener Offenheit und Redlichkeit, aus welcher klar das gute Gewissen herausschaute. Wenn die andern Diener in Feyerstunden zum Tanze, oder wohl gar in das Theater gingen, blieb Georg zu Hause, übte sich im Schreiben, oder las in einem nützlichen Buche, oder er ging in den Garten, sah die Größe Gottes in dessen Werken, und lobte ihn mit dankerfüllter Seele. In Gott war er dann sehr vergnügt, und lebte sehr glücklich. Da nannten ihn nun die Uebrigen einen Sonderling; aber Georg kehrte sich nicht an solches Gerede. Seine Kenntnisse zu erweitern, und rein sein Herz zu bewahren, war ihm weit lieber, als die eitlen, verderbenden Genüsse seiner Mitdiener. Auch dachte er, daß er alt würde, und war deswegen sehr sparsam. Alle Jahre erneuerte die Herrschaft ihr Vermählungsfest, und beging es feierlich. An einem dieser Tage trat Morgens Georg in das Zimmer der Herrschaft, als sie eben beim Frühstück war. Er näherte sich bescheiden und achtungsvoll dem Tische, und sagte der Herrschaft: „Gern möchte ich das heutige Fest nach Kräften auch zu verschönern beitragen; aber ich bin zu arm; doch verschmähen Sie nicht, was ich Ihnen als einen schwachen Beweis meiner Hochachtung und Dankbarkeit zu übergeben mir erlaube. Ich wünsche, daß Gott meine verehrteste Herrschaft noch recht lange wohl und gesund erhalten möge!“ Da legte er auf den Tisch — ein nettes Strickkörbchen für die Frau,

und ein Serviettenband für den Herrn, recht artig aus Pappendeckel gearbeitet. Die Herrschaft war sehr erfreut über die Herzensgüte und Aufmerksamkeit des guten Georg, und fragte ihn, ob er es gekauft hätte? „Ach nein! erwiederte Georg; ich verfertige so etwas selbst in meinen Feierstunden!“ Darüber freute sich besonders der Herr, drückte ihm die Hand, und sagte: „Lieber Georg! dein Fleiß und deine Eingezogenheit haben mir immer viele Freude gemacht. Ich will ferner für dich sorgen, und übergebe dir nun die Aufsicht über mein ganzes Hauswesen, mit dem dreifachen Lohn, den du bisher bezogen hast. Ich weiß, daß ich einem treuen und sittlichen Menschen, wie du bist, mit vollem Vertrauen Alles übergeben darf.“ — Georg weinte vor Freuden, und versicherte, daß er einer solchen Gnade nicht würdig sey. Aber die Herrschaft wiederholte den Antrag, und Georg mußte gehorchen. Er trat seinen neuen Dienst an, und lebt noch bei dieser Herrschaft, sehr geliebt und geachtet wegen seiner Treue, Ehrlichkeit und Eingezogenheit.

So fand Georg sein Glück durch Eingezogenheit und Gottseligkeit, und Alle finden es, die vor Gott wandeln. Wie traurig ist es, Dienstboten sehen zu müssen, die alle Stunden ihrer Erholung nur in schlechten Gesellschaften, oder in eitlen Geschäften zubringen; die an sittlicher Bildung nicht zunehmen, sondern nur genießen wollen; die nicht einen Kreuzer sich zurücklegen, um dem Alter ohne Furcht entgegen sehen zu können. Die Unglücklichen, schnell verfliegt die Zeit, und alt sind sie, ohne daß sie es ahnen, ha-

ben dann weder Kraft zum Arbeiten, noch erspartes Vermögen, und müssen, nachdem sie ihr Leben hindurch gedient, im Alter bittere Noth leiden, als Strafe des Leichtsinns und der Verschwendung. Dienstboten! Eingezogenheit führt zu Ehr' und Glück. Lebet still für Gott und euren Beruf, und es wird gewiß euch wohlergehen. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich, und hat die Verheißung für dieses und das zukünftige Leben. 1 Timoth. 4, 8.

Gottseligkeit, du schmückst der Diener Herzen,
Erfreuest sie im Glück, giebst Trost in Schmerzen,
Du Freudenquell, der nie versiegt!
Du bist zu allem nütz — hör ich verheißen,
Dies soll als wahr sich auch an mir beweisen;
So leb' ich hier und dort vergnügt.

Ehre deine Eltern und sorge für sie im Alter.

Ehre Vater und Mutter; das ist das erste Gebot, welches die Verheißung hat: auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden! Kinder sind große Schuldner ihrer Eltern. Wer seiner Eltern Liebe und Sorge vergißt, versündiget sich gegen die heiligste Pflicht der Menschlichkeit und streut sich selbst Dornen auf den Pfad des Lebens. Wie viele Sorge hat-

ten die guten Eltern um euch! ihr waret der einzige Gegenstand ihrer Mühe und Sorgfalt. Die Bemühungen, euch zu ernähren, zu erziehen, und euren Lebensweg euch zu ebenen, haben sie zur Erde gebeugt. Ehret also ihr Alter, habet Hochachtung vor ihrem ergrauten Haupte. Zeiget ihnen immer eine dankbare, thätige Liebe. Dankbarkeit ist eine der schönsten Tugenden. So sehr ich alle Tugenden zu besitzen wünsche, sagt ein großer Redner, so wünsche ich doch nichts so sehnlich, als dankbar zu seyn. Seyd auch als Erwachsene den Eltern gehorsam, habet Geduld und Nachsicht mit ihren Fehlern, und stehet ihnen in Unglück und Armuth, in Krankheit und Noth, in Alters- und Geistesschwäche bei. — Gleiches vergelten den Eltern, das ist angenehm und wohlgethan vor Gott. 1 Tim. 5, 4. Die Wohlthat, die den Eltern erzeigt wird, wird nimmer vergessen werden. Sirach 3, 16. Gottes Segen ruht auf den Kindern, welche ihre alten Eltern mit Liebe und Sorgfalt pflegen, die Freude und Stütze ihres Alters sind. Solltet ihr, liebe Dienstboten, betagte Eltern haben, so seyd ihre Stütze; gebt ihnen mit liebendem, dankbarem Herzen, was ihr zu geben vermöget, helfet ihnen, auch wenn ihr euch irgend eine Freude oder Bequemlichkeit versagen müsset; verlasset sie nie in der Noth, und ihr werdet auch die Ehrenkrone des Alters erlangen, und es wird euch recht wohl ergehen. Kommet ihr in wichtige Angelegenheiten, wollt ihr, z. B. euch, nach reifer Prüfung, verheirathen, so holet vorher euch den klügern Rath der Eltern ein, gebet diesem mit kindli-

chem Sinne, mehr als der Stimme eurer Leidenschaft Gehör, und befolget ihn. Gehorsam ist Gott wohlgefällig, und besser als Opfer. Wie wird es euch freuen, wenn ihr einst auf dem Grabhügel eurer Eltern beten, und sagen könnt: Ich war ihres Alters Freude und Trost! Im bessern Vaterlande werden sie für euch des Höchsten Segen erflehen.

1.

Ein Mädchen aus einem Dorfe in Schweden, diente in einer Stadt, weil es zu Hause aus Armuth nicht leben konnte. Nun hörte es, daß seine alte Mutter sehr krank geworden sey, und es verließ sogleich seinen Dienst, eilte nach Hause, pflegte und wartete der kranken Mutter, und ernährte sie mit seiner Hände Arbeit.

Einst ritt ein Herr durch das Dorf; er sah dieses Mädchen, daß an einem Brunnen Wasser holte, und Weißzeug wusch. Es zeigte so viel Sittsamkeit in seinem Gesichte, so viel Anstand in seinem Betragen, daß er es eine Zeitlang betrachtete. Endlich stieg er vom Pferde, trat näher zum Brunnen, und bat es um einen Trunk Wasser. Freundlich antwortete es auf die Bitte des Fremden: „Gleich, mein Herr!“ reichte ihm einen Krug voll Wasser, wandte sich von ihm weg, und vollendete schleunig die Wäsche. Der Herr hielt noch immer den Krug in der Hand, und that, als wenn er sich nicht satt getrunken hätte.

„Ich bitte, sagte nun das Mädchen, daß Sie mir den Krug wieder geben. Ich muß eilen, meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwind genug bei ihr seyn.“

Du hast also noch eine Mutter?

„Ja mein Herr! ich bin so glücklich, und sie hat auf der ganzen Erde nur mich zur Unterstützung.“

Wo wohnt sie?

„Dort unten, sehen Sie das Haus unter'm Baume?“

Das ist ja eine Hütte.

„Eine Hütte? mein Herr, es ist unsere Wohnung.“

Gut, mein Kind, ich will dich begleiten, und deine Mutter kennen lernen. Die Mutter muß doch brav seyn, weil sie von ihrer Tochter so herzlich geliebt wird.

„O ja, ich liebe sie wohl sehr. Wenn ich ihr nur recht viel Gutes erweisen könnte!“

Der Herr führte sein Pferd hinter sich am Zügel nach, und kam mit dem Mädchen zur Wohnung. Schon außer der Hütte hörte er die Seufzer der Mutter. Die Tochter öffnete die Thüre. „Mutter, rief sie beim Eintritte, da ist ein Herr, dem ich einen Trunk Wasser gereicht habe; er will dich sehen.“

Gleich beim Anblicke der armseligen Hütte war der Herr gerührt, aber noch mehr war er es, als er ein altes, krankes Weib auf einem halbvermoderten Strohbette liegen sah. Armes Weib, sagte er, ich bedaure euch! — „Ach, mein Herr, erwiederte die

Kranke, mein Zustand ist so lange nicht bedauernswerth, als ich meine liebe Tochter habe, die ihn mir mit aller möglichen Sorgfalt zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, bald näht, bald spinnt, bald strickt sie für andere Leute, und Tag und Nacht arbeitet sie. Nur ihrer Anstrengung und fleißigen Wartung habe ich mein Leben zu verdanken. Gott segne sie, setzte sie mit Thränen hinzu, denn er ist ein Gott der Liebe!«

Brave Tochter, sprach der Herr, bleibe ja immer gut; folge deiner Mutter, und der Stimme deines unschuldigen Herzens. Höre nun. Willst du wohl nach Stockholm (der königlichen Residenzstadt in Schweden) kommen? Ich will dich dort glücklich machen.

„Nach Stockholm? dort wohnt ja unser König.“

Ja, er wohnt dort.

„Nein, mein Herr! meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden könnte.«

Du warest gewiß noch nie in einer Stadt?

„O ja, ich habe schon einmal in einer Stadt gedient; aber da wurde es mir sauer.“

Wie das?

„Die Frau war sehr hartherzig, und es blieben ihr die Dienstmägde selten länger als 8 Tage. Täglich mußte ich bis 10 oder 11 Uhr Nachts arbeiten, in jeder Woche alle Zimmer mit Wasser ausscheuren, und ungeachtet ich mir dadurch den Gliederschwamm zuzog, hatte sie doch kein Mitleid, und hieß mich eine liederliche Person. Dies that mir wohl recht wehe;

aber — Gott zu lieb, schwieg ich, und arbeitete fort. Ich mußte nicht nur alle Hausarbeiten verrichten, sondern auch so viele Gänge den Tag über machen, daß ich mit dem geringen Liedlohne nicht einmal den Schuster bezahlen konnte; und wenn ich nur eine Kleinigkeit versah, polterte sie den ganzen Tag, oder schlug mich sogar. Die Frau hatte einen Sohn und eine Tochter. Sie betrugen sich aber so arg gegen mich, wie ihre Mutter. „Darum hat das Dienstmädchen Kost und Lohn," sagten sie, wenn ich über ihren Uebermuth weinte. Ich beklagte mich deßwegen doch nie, und ob ich mich gleich selten satt essen konnte, blieb ich doch so lange in diesem harten Dienste, bis meine Mutter krank wurde, und mich zu sich rief."

Schwer ist es, antwortete der Herr, — sehr schwer, wenn sich der Dienstbote alles gefallen lassen soll. Möchten doch die Frauen bedenken, daß ihre Mägde, so gut, als sie, Menschen sind; ist denn Gott nicht aller Menschen Vater? Thut eine Magd ihre Dienste treu und pünktlich, so hat sie gewiß so viel Werth, als eine Frau, die befiehlt, ißt und trinkt, Besuche macht, spazieren geht, und zur Noth die leichtesten Hausgeschäfte auf sich nimmt. Ohne Beihilfe der Dienstboten würden wir ja alle Haus- und Feldarbeiten allein verrichten müßen. Wie unartig steht erst das ungezogene Wesen jungen Leuten, die noch nichts in unserer Welt sind, eine hohe Meinung von sich haben, und glauben, daß sie berechtiget seyen, arme Dienstboten grob behandeln zu dürfen! Kurz, ein braver Dienstbote verdient alle Ach-

tung, und soll nie mit Arbeiten überladen werden. — Ich würde für deine Mutter gesorgt haben, wenn du schon nach Stockholm gegangen wärest. Weil du aber durchaus hier bleiben willst, so nimm diese Börse! —

„Geld, mein Herr! darf ich es nehmen, Mutter?“ Mit gutem Gewissen, erwiederte der Herr, mit gutem Gewissen darfst du es nehmen.

„O dieses Geld ist für meine Mutter!“ Die Tochter reichte ihr den Beutel voll Geld. Die Mutter wollte vom Strohlager aufstehen, und dem Herrn zu Füßen fallen. Er näherte sich aber ihrer Bettstätte, und zwang sie zu bleiben. „Es ist mir ein Vergnügen, sagte er, die drückende Lage, in die ihr ohne eure Schuld gerathen seyd, zu erleichtern. Ihr habt den gerechtesten Anspruch auf Unterstützung, und ich habe die Macht, euer Elend zu lindern; du gutes Mädchen fahre fort, für deine Mutter zu sorgen. Eine liebevolle Mutter soll Kindern das edelste Kleinod auf Erde seyn. Sie war es, die deiner mit Liebe pflegte, dich mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zur Tugend führte, und so lange mit Liebe leitete, bis du wurdest, was du jetzt bist. O Mädchen, kein Herz schlägt für ein Kind so zärtlich, als ein Mutterherz. —

Die Mutter hob ihre Hände gen Himmel, und voll Rührung stand die Tochter da. „Wir können aber nichts thun, stotterte das Mädchen endlich, als daß wir für den Herrn beten —“ küßte ihm dann mit Ehrfurcht die Hand, und dankte mit derjenigen Schüchternheit, die dem weiblichen Geschlechte so schön steht.

Das thut meine Kinder! versetzte der Herr; lebet wohl! So schied er, und schwang sich auf sein Pferd.

„Heute war ein schöner Tag meines Lebens, sagte er zu sich selbst, — und ich fühle es, daß es für Könige noch eine andere Größe giebt, als die mit Feuer und Schwerdt errungen wird“ — und ritt durch das Dorf zurück. Nach einer Viertelstunde verbreitete sich der Ruf, daß der König durch das Dorf geritten sey. Mutter und Tochter wurden bei dieser Nachricht unruhig; indessen war ihnen dieß noch zweifelhaft. Allein, bekannt war ihnen, daß der König Gustav III., oft ganz allein in einem gewöhnlichen Reisekleide verschiedene Dörfer zu bereisen, und sich um den Zustand seiner Unterthanen zu erkundigen pflege. Sie blieben nicht lange in der Ungewißheit, denn kaum war König Gustav in Stockholm angekommen, so setzte er für diese beiden Personen, um deren Namen und Verhältnisse er früher gefragt hatte, einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach dem Tode der Mutter auf die Tochter fallen sollte.

Mit Gott und der Welt zufrieden, lebte die gute Tochter an der Seite ihrer würdigen Mutter, als darauf ein wohlgesitteter wackerer Bauernsohn sie heirathen wollte. Sie willigte nicht ein. Der König erfuhr es, und ließ ihr sagen: daß ihm diese Verbindung wohlgefallen würde, und fügte zum Gehalte, den er ihr schon zugesichert hatte, eine hinreichende Summe zur Aussteuer. Sie wurde Bäurin, nahm die Mutter zu sich, und pflegte sie mit eben der kindlichen, Sorgfalt, Liebe

und Treue wie zuvor, und lebte mit ihrem Manne so gut und glücklich, daß Gott und die Menschen ein Wohlgefallen hatten.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden und es dir wohlergehe. Exod. 20, 12.

So lang ich Eltern habe,
Will ich mich ihrer freu'n,
Und ihnen bis zum Grabe,
Treu und recht dankbar seyn.
Wer seine Eltern liebt und ehret,
Sie nie verläßt, wie Jesus lehret,
Dem wird gewiß Gott langes Leben,
Und einst zum Lohn den Himmel geben.

2.

An den freundlichen Ufern des Bodensees saß ein fremder Herr ohnweit einer Stadt, auf einer Anhöhe, unter welcher die Straße sich hinzog. Er freute sich des wunderschönen Anblickes der untergehenden Sonne, die ihre Purpurstrahlen über den See ergoß. Versunken war er ganz in Entzücken und Wonne, als er durch einen Lärm plötzlich aus seinen angenehmen Gefühlen geweckt wurde. Zwei Knaben rauften sich um einige Blumen und schlugen auf einander los. Da kam ein Handwerksbursche, beladen mit einem schweren Reisebündel, die Straße heran, sah und hörte den Streit der Knaben und schlichtete ihn mit sanften,

freundlichen Worten. Der Fremde hörte still und aufmerksam zu, und näherte sich, als die Knaben ruhig weiter zogen, dem Handwerksburschen.

„Ihr habt da Frieden gestiftet“ — redete er denselben an.

„Es ist etwas gar schönes um den Frieden,“ antwortete der Handwerksbursche.

„Ihr liebt ihn, wie ich höre; das ist schön!“

„Wer sollte ihn nicht lieben; nur durch ihn werden die Menschen froh und glücklich.“

„Wohin geht ihr, und woher kommt ihr?“ fragte sehr freundlich der Herr.

„Ich komme aus Würtemberg, und will nun in die Fremde ziehen, um mein Brod zu verdienen.“

„Darf ich um euren Namen und um euer Handwerk fragen?“

„Ich heiße Theodor M**, aus R** gebürtig. Als Schreinergeselle muß ich bei fremden Menschen, fern von meiner Heimath, mein Brod zu gewinnen suchen!“

Das freundliche Aeußere des Handwerksburschen gefiel dem Herrn, er fand, daß der Junge nicht ohne Bildung sey, und befragte ihn daher um einige nähere Umstände. Da erfuhr er dann von Theodor, welcher sehr offen, aber mit Achtung dem Herrn antwortete, daß er der Sohn eines Beamten sey, der durch unverschuldetes Unglück, durch den Tod seiner Frau, und mehrere Schläge des Mißgeschicks sein ganzes Vermögen verloren habe. Sein Vater hätte ihn früher in den nöthigsten Wissenschaften unterrichten lassen,

um ihn in der Folge in den Gelehrten=Stand zu setzen; auch hätte er Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache erhalten; aber als das Vermögen durch Verlust von Kapitalien ganz verloren gegangen sey, hätte sich die Aussicht, die Studien fortzusetzen, auch verloren, und nichts sey dem Vater übrig geblieben, als ihn ein Handwerk erlernen zu lassen, was er auch mit Freuden gethan hätte.

Dem Herrn gefiel die Offenheit des Jünglings, der eine schöne Gestalt hatte; er fragte ihn, ob er nicht zu ihm in Dienste treten wolle. Aber Theodor wollte nicht ohne Wissen und Genehmigung seines alten Vaters so etwas thun, und den Plan seines Lebens ganz ändern. Da nahm aber der Herr, welcher ein reicher Graf aus Würtemberg war, ihn mit in die Stadt, und in den Gasthof, wo er wohnte, weil er gerade selbst auf Reisen war. Er ersuchte Theodor'n, daß er heute noch den ihm gemachten Antrag seinem Vater eröffnen, und um dessen Befehl bitten soll. Es geschah; unterdessen nahm ihn der Graf einige Tage in der Umgegend herum zu Fußreisen mit, und jeden Tag wurde Theodor dem Grafen lieber; er war gar freundlich, fromm, offen und achtungsvoll. Was aber den Grafen ganz für Theodor einnahm, war seine große Liebe, Achtung und Dankbarkeit, die er in allen Reden für seinen alten Vater verrieth. Am fünften Tage kam des Vaters Antwort. Dieser hatte eine Freude, daß Theodor das Glück hatte, zu dem ihm bekannten, allgemein hochgeschätzten, wahrhaft edlen Grafen * * in Dienste treten zu können; er=

munterte ihn zur Hochachtung, Treue, Offenheit, Ehrlichkeit und zu allen Tugenden eines wackern Dieners. Der Graf freute sich, als Theodor seines Vaters Erklärung ihm vorlegte; er schloß den Akkord auf 2 Jahre, und morgen schon begann die Reise in die Schweitz.

Niemand war nun glücklicher als Theodor; er sah die herrlichen, majestätischen Alpen, die wunderschöne Natur der schweitzerischen Thäler und Hochgebirge und schrieb alles in sein Tagebuch. An einem Sonntage nach vollendetem Gottesdienste schrieb er seinem lieben Vater, und ergoß in einen schönen Brief die Gefühle der Bewunderung und Freude, welche der Aufenthalt in der Schweitz in ihm erregt hatte. Er wollte seinem Vater seine Freude mittheilen, um ihm selbst Freude zu machen. Nach einem Aufenthalte von 4 Wochen kehrte der Graf in seine Heimath zurück. Mit aller Aufmerksamkeit verrichtete Theodor die von dem Herrn ihm bezeichneten Dienste; er war sehr artig, fleißig und eingezogen, und Jedermann liebte den sanften Theodor.

Nach einem halben Jahre bat Theodor den Grafen um die Erlaubniß, sich eine Hobelbank machen zu dürfen. Dies geschah, und nun arbeitete Theodor in den Stunden, die seiner Erholung bestimmt waren, für seine Herrschaft die artigsten Sachen, als Schmuckkästchen, kleine Tische, u. dgl., auf das geschmackvollste fournirt und polirt. Dadurch erwarb er sich die Liebe und das Zutrauen der Herrschaft immer mehr; denn er lief nie aus, ging nie in

Wirthshäuser oder Schenken, oder zu Tanz und Ball, wie so viele Dienstboten unserer Zeit, sondern blieb ordentlich zu Hause, beschäftigte sich im Frühlinge und Sommer mit der Blumenzucht, im Winter mit Schreinern und Lesen in guten Büchern, um die er den Grafen bat. Täglich nahm er deßwegen an Kenntnissen und nützlichen Erfahrungen zu, die er auch all jenen mittheilte, welche ihn darum ersuchten. Er war gar freundlich gegen Jedermann, und man nannte ihn bald allgemein den guten Theodor. Nie klagte oder murrte er, nie wünschte er einen größern Lohn, wie es die meisten unzufriedenen Diener machen, zwar war er jetzt nur ein Dienstbote, doch einst bestimmt, ein Herr zu werden. Aber er erkannte die Weisheit und Liebe der göttlichen Vorsehung, die ihn zu einer liebevollen, gebildeten Herrschaft wies, und war zufrieden mit seinem Stande, und sang in mancher Abendstunde das Lied des frommen Claudius:

Zufrieden seyn, das ist mein Wunsch,
Was hilft mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab' ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr.
Man wünscht, und wünscht, und wenn mans hat,
Ist man des Wünschens doch nicht satt.

Einst, es war schon sehr tief in der Nacht, rief ihn der Graf noch zu sich, weil er seit mehreren Tagen krank war. Theodor erschien; der Graf fand ihn sehr bleich, und doch blühte er sonst wie eine Rose. »Theodor, bist du nicht wohl, was fehlt dir?« —

fragte der Graf. Theodor antwortete, daß ihm ganz wohl sey. „Warum bist du so bleich?“ fragte der Graf. Theodor wollte nicht reden, und sagte nur, es sey vielleicht deswegen, weil er über das schnelle Rufen des gnädigen Herrn etwas erschrocken seye. Aber es war unrichtig. Theodor sah schon seit längerer Zeit sehr blaß aus. In der nächsten Nacht schellte der Graf wieder; es war 1½ Uhr. Theodor erschien nicht. Da erschrack der Graf, und dachte an Theodors gestrige Bläße, zog geschwind sich an, um zu sehen, ob ihm nicht ein Unglück zugestoßen sey. Er trat in dessen Schlafzimmer; da saß Theodor, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische und schlief; vor ihm aber war ein brennendes Licht, Schreibzeug und ein angefangener Brief. Leise trat der Graf hinzu und las:

Theuerster, bester Vater!

„Wie es mich schmerzt, euch krank zu wissen, kann ich nicht sagen. Ach, und noch dazu keine Hilfe! Gott sey eure Stütze, zu dem ich alle Stunden herzlich rufe, daß er euch, meinen lieben Vater, doch wieder gesund werden lassen möchte. Ich habe, seit der letzten Zeit von 4 Wochen, als ich euch das ersparte Geld geschickt, fleißig gearbeitet, um mir etwas zu verdienen. Hier schicke ich euch wieder 10 fl. Gott segne sie, daß sie euch Freude machen; ihr hättet doch für eure Dienste wohl eine bessere Pension verdient; doch habt ihr

ja mich, und so lange ich lebe, werde ich mit dankbarem Herzen für euch sorgen“ —

Hier war der Brief geendet; Theodor hatte seit 4 Wochen, bei Tage der Herrschaft gedient, und für Geld etwas geschreinert, des Nachts aber einem Herrn Schriften abgeschrieben, um sich etwas für den alten Vater zu verdienen; seine Kräfte mußten auf diese Weise abnehmen; die Feder entsank ihm vor Schwäche und Mattigkeit, und er schlief ein. Gerührt stand der Graf neben dem edlen Sohne; eine solche Liebe und Dankbarkeit, eine solche kindliche Treue und Sorgfalt war ihm noch nie erschienen; Thränen traten in seine Augen, als er den durch kindliche Liebe abgematteten, blassen Jüngling schlafen sah, vor welchem das dem Vater zugedachte, erarbeitete Geld lag; leise schlich der Graf zum Zimmer hinaus, holte aus seiner Chatoulle 10 Dukaten, die er zu jenen 10 fl. hinlegte, und entfernte sich, ohne Theodor zu wecken.

Erst am hellen Morgen erwachte Theodor, wie erschrack er, als er den klaren Tag sah, und das Geld auf dem Tische! Sogleich fiel es ihm bei, daß nur der Herr Graf dies gethan haben konnte, eilte auf dessen Zimmer, fiel auf die Knie, und bat um Verzeihung, wenn er vielleicht ein Geschäft versäumt hätte; er wollte mehr reden, aber Thränen erstickten seine Stimme.

„Guter, braver Theodor — rief der Graf, — entschuldige dich nicht, ich kenne deine edle Liebe und Dankbarkeit; du bist ein wackerer Sohn, die Freude

deines alten Vaters. Ich habe zu deinem Ersparnisse etwas beigelegt, um dir zu zeigen, wie sehr ich kindliche Dankbarkeit hochschätze. Fahre fort zu lieben, einer solchen Liebe giebt Gott seinen Segen! —

Nun fragte er, wie viel Theodors Vater Pension erhielte; und da er erfuhr, daß es zu viel zum Sterben, und zu wenig zum Leben sey, so verwendete er sich sogleich bei Hofe, und der alte Vater erhielt einen solchen Zuschuß, daß er von nun an ruhig und ohne Sorgen leben konnte. Theodor'n aber nahm der Graf von nun an zu seinem Kammerdiener, erhöhte ihm seinen Lohn, zog ihn näher an sich, um seine Talente zu benützen, und in wenigen Jahren war er sein Sekretär mit 1000 fl. Gehalt. Diese Freude erlebte der alte Vater noch, und dankend der lohnenden Vorsehung pries er sich glücklich, einen solchen Sohn zu besitzen, der ihn so innig liebte, so treu seiner pflegte, und ihn segnend trat er ins bessere Leben. Theodor lebte lange, geschätzt von seiner Herrschaft, und fuhr, bis zum Ende seines Lebens fort, ehrlich, fleißig, freundlich und liebevoll zu seyn.

Ehret also auch, liebe Dienstboten, und liebet euere Eltern von ganzem Herzen; es ist Gottes Wille und ihm wohlgefällig. Ein weiser Sohn erfreuet seinen Vater; — unterstützt das Alter desselben. Sprüch. Sal. 10, 1. und Sir. 3, 14.

Kinder, die der Eltern pflegen,
Wenn sie alt und schwächlich sind,

Aerndten sicher Gottes Segen.
Möcht ich werden so ein Kind,
Lieber Gott! die Guten pflegen —
Das ist meines Lebens Seegen.

Vergiß der Armen und Kranken nicht.

Obgleich ihr selbst nicht reich seyd, liebe Dienstboten! so giebt es doch noch solche Menschen, die weniger, als ihr, haben, vielleicht der täglichen Nahrung entbehren, krank und elend sind. Liebe fordert Gott von uns, die thätig sich zeigen soll. Täglich segnet er uns, daß wir wieder segnen sollen. Stellet euch der Armen Noth vor, und denkt euch in ihre traurige Lage. Ein Felsenherz muß jener haben, dessen Seele nichts fühlt beim Jammer der leidenden Menschheit, und der nicht alsdann den hohen Ruf zum Wohlthun hört, der des ganzen Menschengeschlechtes hochselige Pflicht ist. Ihr habt ja euern Lebensunterhalt, alles, was ihr bedürft, vielleicht noch etwas Uebriges. Gebet aber immer nur Allmosen von dem, was euer Eigenthum ist, von der Herrschaft Gut aber nur mit Wissen und Willen derselben. Die Liebe giebt gern, bricht sich sogar selbst etwas ab, um den Armen zu trösten. Auch die geringe Gabe ist Gott angenehm; wenn sich nur das gute Herz zeiget, so ist der Geber auch mit einer kleinen Gabe, nach Verhältniß seines Vermö-

gens, willkommen; über Vermögen zu geben, wird nicht verlangt. Paul. 2 Korinth. 8, 12. Und wenn ihr ja zu geben nicht vermöget, so leget ein freundliches Fürwort bei guten Herzen ein, welche geben und helfen können. Wer sich der Armen erbarmet, der leihet dem Herrn auf Wucher, und ehret Gott, und wer den Armen giebt, dem wird nichts mangeln, der Herr wird es ihm wieder mit Gutem vergelten. Sprüchwört. 14, 31. — 19, 17. und 28, 27. Mit dem Maaße ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen werden. Matth. 7, 2.

1.

Ein schönes Beispiel der Liebe gegen Arme gab uns die selige Nothburga, die eine fromme und gewissenhafte Dienstmagd war. Sie wurde 1267 zu Rothenburg in Tyrol geboren. In ihrem 18ten Jahre wurde sie in das herrschaftliche Schloß daselbst in Dienst aufgenommen, und ihr die Küche anvertraut. Hier brachte sie einige Jahre zu, und hatte sich die Zufriedenheit der alten Herrschaft erworben. Sie hatte die ausdrückliche Erlaubniß, den Armen bei dem Schloßthore dasjenige mitzutheilen, was von der Tafel getragen wurde. Nach einigen Jahren starb die alte Frau des Gutsherrn Heinrich von Rothenburg, und eine neue kam an ihre Stelle. Nun hatten sich die Umstände in der Wirthschaft sehr geändert; denn Ottilia, die neue Frau, war mehr eine geitzige als sparsame Hauswirthin. Nicht den Armen, befahl sie,

sollen die Ueberbleibsel des Tisches zukommen, sondern für die Schweine verwendet werden. Dieser Befehl drang der menschenfreundlichen Nothburga tief in das Herz; aber sie — gehorchte. Nun dachte sie auf Mittel, wie sie ohne Uebertretung jenes harten Befehls den Armen Gutes thun könne, und die Liebe gab ihr ein, daß sie sich alle Freitage nur mit ein wenig Brod und Wasser begnügen, und das, was sie an ihrem eigenen Munde erspart, den Armen geben solle. Aber auch diese unschuldige Gutthätigkeit wurde Nothburgen nicht gestattet, und den Armen der Zutritt in das Schloß versagt. Sie trug also ihr Erspartes auf die Straße hinaus, um es den Armen auszutheilen. Eines Tages, als sie mit dem Ersparten zum Schloßthore hinausging, begegnete ihr die Frau, und fragte zornig, was sie trage? Nothburga öffnete ihre Schürze, und das mit Wein gefüllte Fläschchen, welches sie den Armen geben wollte. Kaum erblickte jene das Ersparte, als sie sogleich befahl, das Schloß und ihre Dienste zu verlassen.

Ehe aber Nothburga das Schloß verließ, wurde Ottilia sehr krank. Nun verweilte die fromme Magd noch einige Zeit, pflegte und wartete der todtkranken Frau mit der unermüdetsten Sorgfalt. Ottilia konnte nicht mehr genesen und starb. Nothburga verließ nun das Schloß, und trat zu Eben, unweit Rothenburg bei einem Bauer in Dienste. Viele Edelfrauen wollten sie als Dienstmagd aufnehmen, aber sie schlug jedes Anerbieten dankend aus.

Indessen nahm die Wirthschaft im Schlosse eine üble Wendung. Ein Unglück folgte auf das andere, und es schien, als ob der Segen Gottes mit Nothburga von dieser Wohnung gewichen wäre. Der Gutsherr erinnerte sich an Nothburga, und wünschte sehnlich, sie wieder in seinen Diensten zu haben. Er selbst eröffnete der frommen Magd seinen Wunsch, und bat den Bauer, Nothburga aus seinem Dienste zu entlassen. Er gab ihr feierlich die Erlaubniß, ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen ungestört auszuüben. Nothburga kehrte nun wieder ins Schloß zurück, zur Freude aller Hausgenossen und zum Troste der Armen. Mit neuem Muthe begann sie nun zu wirthschaften, und im Vertrauen auf Gottes Segen ging es nun voran. In wenigen Jahren kam das Hauswesen wieder in Ordnung und in einen blühenden Zustand.

Nothburgens Lebensende nahte heran, wozu sie sich mit christlicher Erbauung vorbereitet hatte. Sie entschlief im Jahre 1313, beweint von Allen, die sie kannten, und am schmerzlichsten bedauert von den Armen. Zu ihrem dankbar christlichen Andenken ließ der Gutsherr Heinrich ihre Wohnkammer zu einer Hauskapelle umschaffen.

Wer einem von diesen Geringsten auch nur einen Trunk frischen Wassers giebt — wahrlich! ich sage euch, dem wird es nicht unbelohnt gelassen. Matth. 10, 42.

Sich der Armen
Stets erbarmen,
Liebt der Herr, belohnt es gern.
Mildert Elend, und bedenket:
Was ihr armen Brüdern schenket,
Leihet ihr ja nur dem Herrn.

Gott giebt wieder,
Un'sre Brüder
Sind ja die Verlaßnen auch:
Sie allhier erquickt zu haben,
Wird uns einst erquicken, laben —
Bei dem letzten Lebenshauch.

2.

Eine eben so rühmliche und verdienstvolle Liebe gegen Kranke und Leidende bewies Barbara Boßhart, von Hiltau im Kanton Zürich. Sie kam in ihrem 34sten Lebensjahre als Krankenwärterin in Dienste des dortigen Spitals, wartete da mit ausgezeichneter Treue, ungemeinem Mitleiden und warmer Theilnahme die Kranken ab. Sie scheute keine Mühe oder Gefahr, hatte keinen Eckel; die Liebe gab ihr zum Schwersten Kraft. So erwarb sie sich durch solche edle Sorgfalt geleitet, und durch vieljährige Uebung, eine große Geschicklichkeit in Heilung gebrochener, abgelös'ter oder sonst schadhafter Gliedmaßen, wodurch sie sich sehr beliebt machte. Da sie ihre 70 Lebensjahre durchgelebt hatte, und ihre Kräfte zu schwinden begannen, so setzte man sie in den Ruhestand. Dieser wäre

ihr aber zur Plage geworden, wenn man nicht ihrer Bitte entsprochen hätte, den ganzen Tag in dem gleichen Zimmer sich aufzuhalten, und die ihr mögliche Hilfe leisten zu dürfen. Sie starb im Jahre 1799 im 79sten Jahre ihres Alters, gesegnet von vielen hundert Kranken, und nahm das schöne Zeugniß seltener Pflichtentreue und Menschenfreundlichkeit von allen Obern, und ihrem eigenen Herzen gegeben, mit in das kühle Grab.

Höret also die Klagen der Armen gern, antwortet ihnen freundlich und sanft; — reichet ihnen die Hand, auf daß ihr reichlich gesegnet werdet. Sir. 4, 8. und 7, 36. Gieb was du hast, den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Matth. 19, 21.

Mit kindlichem Erbarmen
Gieb gern den Kranken, Armen;
Reichst du dem Hungrigen dein Brod,
So stillst du seines Mangels Noth.
Wer willig von dem Seinen giebt,
Bei Kranken gerne wohnet,
Der wird vom lieben Gott geliebt,
Der Liebe ewig lohnet.

3.

Es giebt Fälle, in welchen die Liebe gegen arme Mitmenschen sich besonders thätig zeigen soll durch Billigkeit, die nicht ihren eigenen Vortheil sucht, ein Recht nicht strenge verfolgt, was doch geschehen

könnte, und wirklich mehr thut, als rechtlich nothwendig ist. Dieses ist dann ein Zug eines sehr liebevollen Herzens gegen Mitmenschen. Auf solche Art wird der Friede unter Mitmenschen erhalten. 1 Theff. 5, 13.

Vor Gott die Billigkeit gilt mehr,
Als der Gesetze strenge Lehr.

Dies that eine arme Milchmagd, die bei dem Bankier Bethmann in Nürnberg auf dessen Garten diente. Sie hatte etwas erspart, und legte einiges davon mit ihrer Freundin auf ein Lotterieloos. Dieses blieb in der ersten Klasse aus, und es mußte wieder Geld nachgeschossen werden. Das andere Mädchen wurde armuthängstlich, und sagte: „Es ist Herbst, ich brauche auf den Winter warme Strümpfe; die kann ich mir für das Geld kaufen, welches ich zur Erneuerung des Looses geben müßte — behalte du es ganz; du hast einen besseren Lohn als ich, und kannst es ganz an dich kaufen.“ — Die Bethmannische Magd thut es, und das Loos gewinnt 1000 Gulden. Sogleich geht sie freudig zu ihrer Freundin, das Geld mit ihr zu theilen, ungeachtet alle Leute sagten, das Geld gehöre ihr allein, da sie das ganze Loos gekauft, und gelöst hätte. — „Nein, antwortete sie, ohne meine Freundin hätte ich nie eingesetzt; sie hat die Hälfte beigetragen, als ich mein Glück versuchte, sie soll auch die Hälfte des Gewinnstes haben.“ — Und alles Einredens ungeachtet, theilte sie froh mit

ihrer Freundin den erhaltenen Gewinnst. Mit Thränen der Liebe empfing die Freundiu die 500 fl., und gelobte ihrer liebevollen Freundin ewige Treue und Dankbarkeit. Die Bethmannische Magd konnte allerdings den ganzen Gewinnst behalten, weil sie ihrer Freundin das ausgelegte Geld für das Loos ausgezahlt hatte, ohne ungerecht zu seyn; aber sie befolgte die menschenfreundliche Regel Jesu: was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihnen. Denn die Liebe sucht nie ihren Vortheil. Sie theilte daher mit ihrer Freundin, die gar keinen rechtlichen Anspruch darauf hatte, und gab ein schönes Beispiel der Billigkeit. Der wahre Christ setzt nicht auf ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott sein Vertrauen, der uns alles reichlich zum Genusse schenkt; er thut Gutes, sucht reich an guten Werken zu werden; ist freigebig, mittheilend, und sammelt sich Schätze als gute Grundlage auf die Zukunft, damit er das wahre Leben ergreife. 1 Timoth. 6, 17. — 19. Laßt uns daher unserer Mitmenschen uns erbarmen, wie auch barmherzig unser Vater ist. Luk. 7, 36.

Gott gieb mir Kraft, in deinem Namen,
Dir, bester Vater, nachzuahmen,
  Daß ich barmherzig sey, wie du.
Gieb mir ein Herz, das fremde Noth bald rühre,
Das mitleidsvoll der Brüder Elend spüre,
  Und mach' mich selbst bereit dazu.
Daß ich, so viel ich kann, es ihnen such' zu lindern,
Und ihre Dürftigkeit durch Gaben zu vermindern.

Höre Gottes Ruf zur Besserung.

Der liebe Gott will nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Darum ruft er manchem Verirrten zu durch die Stimme des Gewissens, oder durch sonderbare Ereignisse, daß man seine Stimme höre, in sich gehe, von dem Wege des Verderbens abtrete, und sich wieder zum Herrn kehre, der sich dann auch der Reuevollen erbarmet. Esa. 35, 7. Groß ist seine Barmherzigkeit, und er läßt sich gnädig finden gegen die, so sich zu ihm bekehren. Sir. 17, 28. Sollten nun unter euch, ihr lieben Leser! einige seyn, die die Wege der Tugend verlassen haben, oder verlassen zu wollen in Gefahr stehen, so öffnet euere Augen, erkennet die Größe der Gefahr, den fürchterlichen Abgrund, an welchem ihr stehet, und wendet euch von der Finsterniß zum Lichte, von Satans Gewalt bekehret euch zu Gott, damit ihr durch den Glauben an Jesus Vergebung der Sünden und das Erbtheil mit den Geheiligten erlanget. Apostel-Gesch. 26, 18.

Es mögen euch daher folgende Geschichten ermuntern, dem Rufe Gottes, der an euch ergehet, durch manche innerliche Aufforderung, oder durch seltsame Schicksale, nicht das Ohr zu verschließen, sondern zu öffnen, und an euer Herz ergehen zu lassen.

1.

Ein Handwerksbursche führte ein sehr ausschweifendes Leben, ging die schändlichen Wege der Wollust, und schwärmte bei Tanz und Spiel manche Nacht in den Wirthshäusern herum. Als er einst auch mit anbrechendem Tage erst von den Werken der Finsterniß zurückkehrte, so begegnete ihm der Wächter, der eben die Stunde abrief, und den Morgen mit dem Rufe ankündigte:

Wach auf, o Mensch! vom Sündenschlaf;
Ermunt're dich, verirrtes Schaaf
Und bessre bald dein Leben.
Wach' auf, es ist jetzt hohe Zeit,
Es rückt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben!

Der Handwerksbursche blieb stehen, hörte zu und — ward gerührt. Er erkannte, daß er bisher tief gefallen sey; das Auge des Geistes erblickte sein Elend; er hörte die Stimme Gottes, Thränen traten ihm in die Augen, und er gelobte in seiner Seele, mit zum Himmel gewandtem Blicke, sich von dieser Stunde an zu bessern. Einer seiner Mitgesellen, der eben verreisen wollte und ein guter Mensch war, begegnete ihm und sagte: „Bruder, hast du wohl gehört, was der Wächter sang?“ — Ja, antwortete er, und nun will ich auch ein besserer Mensch werden! — Redlich hielt er Wort; er

war von nun an ein christlicher Mensch, der in seinem Berufe fleißig arbeitete, Gott immer vor Augen behielt, durch ein reines Leben ihm diente, und durch einen rechtschaffenen Wandel allen ein gutes Beispiel gab.

2.

Auf den Gütern des schwedischen Grafen von Horn war Nicolaus Lange Hauskaplan. Es war sein ernstes Streben, sämmtliche Dienstboten des Grafen in täglichen Betstunden zu einer wahren Gottesverehrung und zu einem tugendhaften Lebenswandel anzuleiten. Dies edle Bemühen glückte dem redlichen Manne bei den Meisten. Nur einem einzigen Bedienten, einem ausschweifenden Menschen, waren diese Religionsübungen sehr zur Last, ob er sich ihnen gleich, aus Furcht vor der Ungnade des Grafen, nicht entziehen durfte. Nikolaus Lange, welcher ein sehr wachsames Auge auf das Betragen dieses Bedienten hatte, merkte dessen Ausschweifungen sehr bald. Allein, der Bediente war so schlau, daß ihm der Hauskaplan nicht beikommen konnte. Er richtete daher in den Betstunden seine Ermahnungen, so oft er nur Gelegenheit hatte, gegen die Ausschweifungen des Bedienten. Dies brachte den Menschen bald so auf, daß er eines Tages in einer Betstunde in Aller Gegenwart den Kaplan mit ergrimmtem Gesichte fragte, wen er denn eigentlich mit seinen Ermahnungen meine. Der Kaplan antwortete: „Fraget nur

euer eigenes Gewissen, und dies wird euch sagen, daß ihr meine wohlgemeinten Warnungen nicht verachten dürfet, wenn ihr nicht immer tiefer in das Laster sinken, und ein verlorner Mensch werden wollet.“ Aber diese sanftmüthige, wohlgemeinte Zurechtweisung bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, und erbitterte den bösen Menschen im höchsten Grade.

Als eines Tages der Hauskaplan mit den beiden Gräfinnen ausgefahren war, sah er den erbosten Bedienten in vollem Gallopp auf sie zujagen, und urtheilte von Ferne aus dessen grimmigen Gebärden, daß solcher etwas Böses im Sinne habe. Lange sprang aus dem Wagen, und sprach mit großer Entschlossenheit zu dem erbitterten Menschen: „Mensch, dich hat der Mordgeist hieher geführt. Hier stehe ich im Namen Jesu; thue, was du willst.“ Schnell änderte er jetzt seinen Ton und sagte: „Trotz sey dir geboten, wenn du eine Waffe ziehst.“ —

Diese Sprache brachte den vor Wuth schäumenden Menschen ganz in Verwirrung. Lange trat nun näher zu ihm und sagte, indem er mit der einen Hand den Zügel des Pferdes, mit der andern die Rechte des Bedienten ergriff: „Unglücklicher! steig herab vom Pferde, wir wollen längs dieser Kornfelder hingehen.“ — Ergriffen stieg der Bediente ab, und nachdem der Kaplan das Pferd an den Wagen befestiget, und die erschrockenen Gräfinnen um etwas Geduld gebeten hatte, ging er mit dem Bedienten in die Felder. Mit Kraft sprach Lange an das

Herz des Verirrten, und suchte es zu rühren. Wirklich machten auch die Worte des Geistlichen einen solchen Eindruck auf den Bedienten, daß er in Thränen ausbrach und offen bekannte, die beständigen Vorwürfe des Kaplans wären ihm unerträglich gewesen, es sey doch alles wahr, er habe sehr gefehlt, und bereue seine Vergehungen. Nun knöpfte er den Rock auf, und zeigte ihm 2 Pistolen, die er verborgen hatte, so wie auch einige 100 Thaler Geld, mit welchen er nach vollbrachtem Morde die Flucht ergreifen wollte. „Ich preise Gott, — fuhr der Bediente fort, — daß er mein Herz durch Sie gerührt, und mich vor einem schrecklichen Verbrechen bewahrt hat.“ Mit Liebe sprach der Geistliche zu dem Reuigen, ermunterte ihn, in seinen guten Vorsätzen zu beharren, stellte ihm die schrecklichen Folgen des Lasters vor, legte ihm die Liebenswürdigkeit der Tugend an das Herz, und Thränen der Reue und der Rührung flossen über die Wangen des Unglücklichen. Sie knieten beide nieder, und lange schloß die außerordentliche Scene mit einem herzlichen Gebete. Sie kehrten zu dem Wagen zurück, welchen der Bediente in einer ganz veränderten und umgewandten Herzensstimmung begleitete. Die Worte des wackern Geistlichen hatten sein Herz sehr erschüttert; er führte seine guten Vorsätze wirklich aus, wurde ein guter Mensch und treuer, rechtschaffener Diener, und segnete nun den Geistlichen, gegen welchen er noch vor kurzem einen tödlichen Haß genährt hatte.

So lenket Gott des Menschen Herz! Wohl je-

nem, der seinen Ruf hört, und der vom Geiste Gottes, der so oft durch die wunderbarsten Schicksale die Menschen auf sich, ihre Bestimmung und Pflicht aufmerksam macht, sich leiten läßt, und schaffet mit Furcht und Zittern, um seine Seligkeit zu erlangen. Philipp. 2, 12. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Kinder Gottes. Röm. 8, 14.

Geist Gottes! laß mich deinen Trieb
Im Herzen stets empfinden!
Belebe, stärke mich, und gieb
Mir Kraft zum Ueberwinden.
Laß mich mit wahrem Ernst und Fleiß
Die Seligkeit stets schaffen
Laß mich, der seine Zeit nicht weiß,
In Sicherheit nie schlafen.
Und wank' ich, laß zu dir mich kehren,
Der Mahnung ernsten Ruf mich hören,
Dann weiß ich, ich bin Gottes Kind,
Weiß, daß ich vor dir Gnade find'.

Trage geduldig die Leiden, Gott hilft.

Des Herrn Gerichte sind unbegreiflich, und unerforschlich seine Wege. Röm. 11, 33. Oft schickt er guten Menschen, die ihn lieben, und seine Gebote halten, viele Leiden, großen Kummer, und schlägt sie mit Betrübniß, ohne daß sie es verschuldet haben. Er ist

aber die ewige Liebe, 1 Joh. 4, 8. und was er thut ist wohlgethan. Darum geschieht diese Auferlegung der Leiden auch nur in Liebe, und ist der Probestein der Frommen, der Feuerofen der Prüfung, durch welchen und in welchem sie ihren Werth bewähren und erhöhen sollen.

Leiden läßt Gott auch über Diener kommen, denn er liebt ja diese auch, und will des ewigen Lebens sie theilhaftig machen. Sollten nun solche kommen, liebe Dienstboten! so ergreifet die Hand Gottes, die züchtigend über euch ist, küsset sie in christlicher Geduld und Ergebung, und denket mit dem großen Apostel: Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, ja er schlägt jedes Kind, dessen er sich annimmt. Hebr. 12, 6. Es mag nun ein Leiden den Körper oder die Seele treffen, ihr möget große körperliche Schmerzen leiden, oder aber unschuldig verkannt, verfolgt, übel beurtheilt, mißkannt werden, so traget in Geduld, und erwäget, daß alle Leiden dieser Zeit nichts sind, in Vergleich der Herrlichkeit, die an uns, den auf Erden Gott Vertrauenden, soll offenbar werden. Röm. 8, 18. Jeder hat, wie der hl. Gregor sagt, einen Probestein seiner Liebe. Willst du wissen, sagt dieser, ob du Gott liebest, so merke, ob du auch alles Kreuz und Leiden, Trübsal und Elend mit Geduld von Gott aufnimmst, ohne alle Ungeduld in Worten, Werken und Gebärden. Thust du das, so ist kein Zweifel, du liebest Gott; ist es aber anders, so liebst du Gott nicht rein, sondern liebest mehr das Deinige, als Gott. Wer in Geduld Leiden erträgt, wird seine Seele retten,

und hat den ewigen Trost Jesu Christi: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie werden getröstet werden. Matth. 5, 4.

Höret nun einige schöne Züge edel und frommduldender Seelen eures Standes, liebe Dienstboten. Lernet von ihnen, wie man mit Gottes Hilfe tragen soll, das Leiden Jesu vor Augen behaltend, der ein Beispiel der Nachahmung uns hinterließ

1.

Armelle Nikolas, unter dem Namen die gute Armelle in ganz Frankreich bekannt, war in Bretagne, (Bretain) den 19. Herbstmonat im Jahre 1606. von gemeinen Bauersleuten geboren. Sehr christlich wurde sie von ihren armen Eltern erzogen, und sie lebte auch immer fromm und gut. Eines Tages ging sie, schon ziemlich bei Jahren, auf der Gasse nahe bei einem Pferde vorüber. Das Pferd war scheu, schlug aus, und schlug ihr einen Fuß ab. Doch dieses Unglück machte sie nicht bestürzt; sie dankte vielmehr Gott, als hätte sie die größte Wohlthat empfangen; und ob ihr gleich die Wundärzte mehrere Splitter herausnehmen mußten, so ließ sie doch bei der ganzen Kur nicht das geringste Zeichen von Ungeduld blicken. Ein Priester aus der Gesellschaft Jesu suchte sie in diesen Umständen einmal heim, und als er ihre Geduld sah, verwunderte er sich sehr darüber, und sagte: „Wenn ein Engel einen Körper hätte, und sich einen Fuß brechen würde, so könnte er nicht geduldi-

ger seyn, als die gute Armelle." Fünfzehn ganze Monate mußte sie im Bette liegen, oder auf einem Stuhle sitzen. Nur an Sonn- und Feiertagen trug man sie in die Kirche. Die übrigen Tage der Woche brachte sie in einem kleinen Winkel der Küche zu, und regierte von da aus das ganze Hauswesen, oder beschäftigte sich mit einer Hausarbeit. Nach und nach wurde sie wieder so hergestellt, daß sie auf Krücken gehen konnte, aber die Schmerzen am Fuße hörten deßwegen nicht auf, sondern dauerten fort bis an ihren Tod. Den 5. August des Jahres 1671 überfiel sie ein heftiges dreitägiges Fieber. Es veränderte sich aber bald in ein tägliches, und dauerte einen ganzen Monat ohne Abwechslung. Die Tochter des Edelmanns, bei der Armelle in Diensten war, sagte einst zu ihr: „Liebe Armelle! du wirst von Tage zu Tage schlechter, diese Krankheit nimmt dich gewiß weg." — „Jetzt noch nicht, erwiederte sie, das Werk ist noch nicht vollendet, und ich werde noch viel leiden müssen, und das freuet mich."

Nach einem Monat befand sie sich wieder um ein merkliches besser; aber das Fieber hörte nicht auf. Das bewog ihren Herrn, vom Lande in die Stadt hineinzuziehen, weil er hoffte, daß die Veränderung der Luft zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit vieles beitragen dürfte. Aber er betrog sich, das Fieber kam alle Tage wie mit neuer Kraft und ließ sie nicht mehr vom Bette. Dazu kam noch eine Halsentzündung, sie konnte keine Speise mehr zu sich nehmen, gar nichts mehr hinunterbringen. Sie litt die heftigsten Schmer-

zen mit ihrer gewöhnlichen, aber nur durch wahre Frömmigkeit erzeugten Geduld, und bat zugleich alle, die sie besuchten, sie möchten Gott dem Herrn danken, für die große Gnade, die er ihr durch diese Schmerzen erwies. Und als Jemand zu ihr sagte: „Liebe Armelle! ich glaube nicht, daß du an dieser Krankheit sterben werdest;“ so antwortete sie ganz freundlich: „Gott sey gelobt, so werde ich noch länger unter seinen Augen leiden können.“ Unterdeß nahm die Krankheit zu, und ward gefährlich. Sie empfing also den 20. Weinmonat die hl. Sterbsakramente. Ihr letztes Wort war: Jesus. So lag sie drei Tage unbeweglich da. Endlich gab sie den 24. Weinmonat um die Mittagszeit zwischen 12 und 1 Uhr den Geist auf. Sie verschied so sanft, daß man es kaum merkte. Ihr Wunsch ward erfüllt, denn kurz vor ihrer letzten Krankheit sagte sie: „Gott hat mich nur darum erschaffen, daß ich ihn lieben soll; durch seine große Barmherzigkeit habe ich ihn so sehr geliebt, als ihn die sterblichen Menschen lieben können. Mehr kann ich ihn nicht lieben. Es ist also Zeit, daß ich hingehe und dort oben im Himmel anfange ihn zu lieben, wie ihn unsterbliche Geister lieben.“ Die Grabschrift dieser gottselig lebenden, leidenden und sterbenden Magd lautet:

„Hier liegt Armelle Nikolas, von Geburt eine Bauerntochter, dem Stande nach eine Dienstmagd. Man nannte sie insgemein die gute Armelle, und wegen der unbeschreiblichen Gnade, die ihr Gott ertheilte: die vom Himmel besonders ge-

liebte Tochter. Sie starb, um im Himmel ewig zu leben, den 24sten Weinmonat 1671 — ihres Alters im 65sten Jahre.

Freuet euch wenn ihr an Christi Leiden Theil nehmet, damit ihr auch jauchzen und euch freuen könnet bei der Erscheinung seiner Herrlichkeit. 1 Petr. 4, 13.

Gesegnet seyd ihr mir, ihr Leiden dieser Zeit;
Ihr seyd die rechte Bahn zu jener Herrlichkeit:
Sey ruhig, leidend Herz, und still' dein ängstlich Weinen;
Es wartet Wonne dein, wenn Jesus wird erscheinen.
Nun so erduld' ich hier mit Freud' die Qual der Leiden;
Durch Jesus werden mir im Himmel ew'ge Freuden.

2.

Ein Prinz hatte einen alten Diener, Namens Frank, der den Prinzen seit dessen Kindheit umgab. Er hatte besonders die Aufsicht über den Kleidervorrath. Obwohl der Prinz noch sehr jung war, so war er doch schon sehr eigensinnig in der Wahl seiner Kleider, und eben so launig in seinem Geschmacke; was er wünschte, mußte sogleich geschehen, und bei der geringsten Verzögerung, bei dem geringsten Widerspruche gerieth er leicht in Zorn. Der alte Frank hatte aber eine unermüdliche Geduld, und vor allem eine herzliche Fröhlichkeit, die den Prinzen oft wieder beruhigte, wenn er aufgebracht war. So gewann der alte, treue Diener allmählig viel Einfluß auf den Prinzen, und er machte diesem zuweilen Vorstellungen,

die er so geschickt anzubringen wußte, und die so viel zärtliche Zuneigung bewiesen, daß der Prinz ihm Recht geben mußte, und den verständigen Rath des alten, erfahrnen Mannes oft befolgte. So wurde der gutmeinende Alte immer dreister, und er glaubte, allmählich ein vollkommenes Recht zu haben, seinen Rath zu ertheilen, wie es bei alten Dienern leicht geschieht, die sich oft ein Ansehen über die Kinder ihrer Herrschaft nehmen, als ob sie zur Familie gehörten. Oft aber fand sich der junge Prinz, zugleich auch stolz und voll Eigenliebe, bei des Alten Tadel beleidiget, ja dessen strenger Ton wurde ihm nach und nach unerträglich. Der alte Diener tadelte hin und wieder, was nicht hätte geschehen sollen, in Gegenwart fremder Personen; denn er sah ja in dem Prinzen immer noch das Kind, das er so oft auf seinen Armen getragen, und treulich bewacht hatte, und hielt sich verpflichtet, auch etwas zur Erziehung seines lieben Pfleglings beizutragen.

Der Prinz wurde älter, auch sein Stolz nahm zu, den besonders schmeichelnde Höflinge in ihm groß zogen. Auch der alte Frank hatte immer mehr darunter zu leiden. Eines Tages, als der Prinz mit seinem Hofmeister ausfahren wollte, brachte ihm Frank aus Versehen in der Eile, statt des gewünschten glänzenden Anzuges, ein einfaches Kleid. In heftigem Zorne sprach mit Härte der Prinz: „Euere Dienste sind mir lästig und verdrießlich!“ — „Mein Prinz, ich muß das als einen Befehl ansehen, sie sogleich aufhören zu lassen,“ entgegnete Frank mit dem

Tone tief bewegten Gefühles, und verbeugte sich. Bald verließ er das Schloß und begab sich in ein benachbartes Dorf, wo sein Bruder, ein ehemaliger Officier wohnte, den seine Wunden zum Dienste untauglich gemacht hatten.

Frank's Nachfolger war ein junger und geschmeidiger Bursche, der immer that, was seinem Herrn am besten gefiel, und ihm daher sehr angenehm war. Zwei Jahre verflossen, in welchen der Prinz bisweilen der redlichen Ergebenheit seines alten Dieners sich erinnerte. Täglich ritt er, um sich zu stärken, mit seinem Hofmeister aus, der diese Gelegenheit benützte, ihn auch mit der Betriebsamkeit des Landvolkes bekannt zu machen. An einem schönen Frühlingsmorgen sahen sie vor der Thüre eines kleinen Hauses einen alten Mann in einem großen Lehnstuhle schlafen, den eine junge Frau und zwei hübsche Kinder sanft fortschoben. Aufmerksam betrachtete der Prinz den alten Mann, und glaubte seinen ehemaligen Diener in ihm zu erkennen. Er stieg sogleich ab, und fragte, ob er den alten Frank sähe? — „Ja er ist's, antwortete die junge Frau; vor 6 Monaten hat ihn der Schlag gerührt, und wir bringen ihn an die Sonne, um seine gelähmten Glieder zu erquicken.“

Was war die Ursache dieser traurigen Lage? — fragte der Hofmeister.

„Ein schwerer Kummer, den er nicht ertragen konnte,“ antwortete sie.

Und was für ein Kummer, fragte der Prinz lebhaft.

„Er war Kammerdiener unsers Kronprinzen, — sprach die Frau, — und hat den Dienst aufgegeben, ohne nur je die Ursache zu sagen. Vergebens hoffte er, sich unter seinen Verwandten an die Trennung von dem Prinzen zu gewöhnen, den er von Jugend auf gepflegt hatte, und dem er so treu ergeben diente. Er wollte es uns nie gestehen, aber wir zweifeln nie daran, wenn wir ihn, in unruhigem Schlafe, den Namen des Prinzen mit einem so schmerzlichen

Tone aussprechen hören.“ — In dem Augenblicke glaubte der kranke Alte, beim Prinzen zu seyn, und sprach mit wehmüthiger, zitternder Stimme: „Und Sie können mir sagen: Eure Dienste sind mir lästig und verdrießlich? O das thut wehe!“

Der Prinz erblaßte, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er entfernte sich mit seinem Hofmeister, der die junge Frau tröstete, der Kronprinz werde heute noch alles erfahren, und gewiß gut machen.

„Ach gut machen! fiel ihm die junge Frau ein.“ Kann er meinem unglücklichen Oheim den Gebrauch seiner gelähmten Glieder wieder geben? Kann er wohl seinen ältesten Bruder wieder ins Leben rufen, der vor Kummer starb, als er den armen Mann in solchem Zustande sehen mußte? oder kann er seine zahlreichen Angehörigen für den Verlust trösten, den sie schon erlitten, und der ihnen erst noch drohet? Unsere beiden Oheime haben Vaterstelle an uns vertreten, sie ernährten uns mit ihrem Gehalte. O wir sind sehr unglücklich!“

Der Hofmeister sprach ihr Muth ein, er las die lebhafteste Erschütterung auf dem Gesichte des Prinzen; er bat die Frau, alles für den Kranken zu thun, indem der Prinz die Leiden, die er verursacht, lindern werde.

Sobald der Prinz in das Schloß zurückgekehrt war, meldete er seinem alten Diener, daß auf seine Bitte der König die Verdoppelung des Gnadengehaltes verfügt hätte, den Franks Nichte und ihre Kinder 10 Jahre nach seinem Tode noch genießen sollten. Er bat ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben, um sein Leben zu fristen, und versprach ihm einen Besuch.

Einige Tage nachher begab sich der Ptinz wirklich in Franks schlichte Wohnung. Die Nichte des Kranken war nicht wenig bestürzt, als sie den Prinzen erkannte. Er beruhigte sie. Er ließ sich mit aller Vorsicht, die der schwache Zustand des Greises nothwendig machte, zu dem würdigen Freunde seiner Kindheit führen. Der alte Mann bebte vor Freude, als er ihn sah,

und vergebens wollte er aussprechen, wie glücklich ihn dieses Wiedersehen mache. Als der Prinz, der selbst im Innersten bewegt war, ihm die Hand drückte, schien der Kranke wieder zum Gebrauche seiner Glieder zu gelangen; aber die Erschütterung war so heftig, daß er in den Armen des Prinzen — sanft verschied.

Der Prinz, von Schmerz tief ergriffen, wurde vom Hofmeister aus der Wohnung der trauernden Familie geführt. Er schwur, diese nie zu verlassen. Bei dem schmerzlichen Anblicke seines Dieners, der Leiden geduldig ohne Klage trug, treu bis an den Tod war, und den die Freude des Wiedersehens tödtete, erkannte er, mit welcher zärtlichen Zuneigung der wackere Mann an ihm gehangen hatte. Ja er fühlte, wie viel der treue Diener seit der Trennung unverschuldet gelitten haben müßte.

Der treue Frank hatte ausgelitten den Kummer, der schwer auf seiner Seele lastete. Er trug alles ohne Murren und Klage, bis Gott ihn zu sich rief ins bessere Vaterland, in welchem keine Verkennung, kein Schmerz, keine Trennung und keine Thräne mehr ist.

Möchten wir Alle doch bei allen Gelegenheiten uns beweisen als Diener Gottes durch große Standhaftigkeit in Trübsalen, Aengsten und Nöthen, daß jeder gleichen Eifer beweise, um volle Hoffnung zu bewahren bis ans Ende, und wir nicht ermatten, sondern denen nachahmen, die durch Glauben und Geduld erben die Verheißungen. 2 Korinth. 6, 4. u. Hebr. 6, 11 — 12.

Im Leiden, das mich drückt, will ich geduldig seyn,
Nicht murren, Unmuth flieh'n, auf Gottes Hilf' allein
  Mit stillem Glaubensmuth voll froher Hoffnung warten,
  Wie seine Freunde stets das Ende froh erharrten.
Auf ergeb'nes, treu durchkämpftes Leiden
Folgen unnennbare Seligkeiten.

A. Z. G. E. G.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fuchs

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Nepomuk,

Tugend-Bilder Erzählungen aus dem Leben guter Dienstboten. Zur Erweckung und Stärkung sittlicher Gefühle und Entschlüsse

Augsburg 1830

Mor. 670 r

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10596878-8